

Shlomo Graber

Erinnerungen

Aus dem Hebräischen

von

Ruth Achlama

MIGROS-Kulturprozent

Vorwort

Im Juni 1983 interviewte mich Menachem Michelson von der hebräischen Tageszeitung Yedioth Aharonoth über meine Zeit in den Konzentrationslagern. Im Verlauf des Interviews fragte mich der Journalist, warum ich meine Erlebnisse aus der Schoa bisher nicht niedergeschrieben hätte. Er fände es wichtig, davon zu berichten, ehe die Erinnerungen sich verwischten.

Diese Herausforderung habe ich angenommen. Ich beschloss, meine Lebensgeschichte zu erzählen, angefangen bei meiner Kindheit in einem jüdischen Städtchen.

Erst nach jahrelangen Recherchen gelang es mir, die Geschichte meiner Familie bis zum Beginn des Holocaust mehr oder weniger vollständig zu rekonstruieren. Leider haben nur sehr wenige meiner Verwandten die Schoa überlebt.

Väterlicherseits haben von 34 Angehörigen der Familie Graber zwei überlebt: mein Vater und ich.

Mütterlicherseits haben von 55 Angehörigen der Familie Silber zehn überlebt.

Es ist nicht leicht, sechzig Jahre zurückzuverfolgen. Das gilt zumal dann, wenn kaum noch Dokumente oder Augenzeugen vorhanden sind. Doch wie durch ein Wunder konnte ich mich bei intensiver Gedächtnisanstrengung plötzlich so lebhaft an Geschichten und Ereignisse aus der fernen Vergangenheit erinnern, als seien sie erst gestern passiert.

Manche Dinge, die ich hier wiedergebe, hat meine Mutter mir noch erzählt. Andere habe ich von meinem Onkel Zwi, einem Bruder meiner Mutter erfahren, der bereits in den dreißiger Jahren nach Palästina ausgewandert war und dabei einige Dokumente und Familienfotos mitgenommen hatte. Bei ihm fand ich Briefe, die meine Mutter ihm bis zu Beginn des Holocaust geschrieben hatte, sowie Bilder von ihr und meinen Geschwistern, die hier ebenfalls abgedruckt sind.

Meine Erinnerungen widme ich meinen Kindern: Rami, Chanan und Judit; meinen Enkelkindern: Roi, Liran, Edan, Nir, Michal und Noa; und meiner Lebensgefährtin Myrtha, ohne deren Ermutigung diese Memoiren nicht zu Ende geschrieben worden wären.

Schlajme

Du wirst in Lebensgefahr schweben,
bei Nacht und bei Tag erschrecken
und deines Lebens nicht mehr sicher sein.
Am Morgen wirst du sagen:
Wenn es doch schon Abend wäre!
Und am Abend:
Wenn es doch schon Morgen wäre!
Um dem Schrecken zu entfliehen,
der dein Herz befällt,
und dem Anblick,
der sich deinen Augen bietet.

(Deuteronomium 28,66)

Im Gedenken an meine Familie,
die in Auschwitz vernichtet wurde:

Meine Mutter Anna (Hana) - im Alter von 46 Jahren.
Mein Bruder Bernard (Dov) - im Alter von 13 Jahren.
Meine Schwester Lili (Sara Leah) - im Alter von 12 Jahren.
Mein Bruder Izsak (Itzhak) - im Alter von 9 Jahren.
Mein Bruder Jenö (Levy) - im Alter von 7 Jahren.

Majdan

Das Städtchen Majdan liegt an der Landstraße nahe der Grenze zu Galizien am Fuß der Karpaten im Bezirk Maromaros. Zur einen Seite der Stadt erhebt sich der 1400 Meter hohe Berg Werchobina, zur anderen fließt der Rifinka. In Aussehen und Charakter hat der Ort auffallende Ähnlichkeit mit den Städtchen, die der jiddische Schriftsteller Scholem Alechem in seinen Büchern beschreibt.

Leider kann ich den Ort nicht aus eigener Anschauung schildern. Meine Familie verließ ihn bereits, als ich fünf Jahre alt war. Soviel ich weiß, wohnten im Jahr 1830 in Majdan 73 Juden, die die erste jüdische Gemeinde am Ort gründeten und in den folgenden Jahren auch die erste Synagoge bauten. Zuvor hatten sie in einer einfachen Hütte gebetet. Aus der Volkszählung von 1941 geht hervor, dass zu dieser Zeit 830 Juden in Majdan und Umgebung lebten.

Kurz zuvor hatten ungarische Truppen mit deutscher Unterstützung Karpatorussland samt Majdan erobert. Die Ungarn kamen ihren deutschen Bündnispartnern sogar noch zuvor und deportierten 1941 die meisten Juden in das polnische Städtchen Kamenyock-Podolsksz, wo sie den Tod fanden.

Die Ortssprache war Ruthenisch (ein ukrainischer Dialekt). Die Juden sprachen untereinander hauptsächlich Tschechisch und Jiddisch. Viele nichtjüdische Einwohner konnten Jiddisch verstehen.

Die Gegend hatte eine wechselvolle Geschichte. Vor dem Ersten Weltkrieg gehörte sie zu Österreich-Ungarn. Nach dem Krieg kam sie durch den Frieden von Trianon zur Tschechoslowakei. 1939 wurde sie von den Ungarn erobert, nach dem Krieg der Sowjetunion angegliedert. Seit deren Zerfall steht das Gebiet unter ukrainischer Herrschaft.

In diesem Städtchen bin ich am 13. Juli 1926 zur Welt gekommen. Den Namen Shlomo erhielt ich im Gedenken an meinen Urgroßvater, Reb Shlomo Silber.

Großvater Itzhak Silber (Reb Itze)

Mein Großvater mütterlicherseits, Reb Itzhak Silber, war mehr unter seinem Kosenamen, Reb Itze, bekannt. Er wurde 1859 in Beran in Galizien (Polen) geboren. Schon mit acht Jahren verwaist, wuchs er beim Rabbi von Beran auf. Im Lauf der Zeit gelang es ihm, das Wohlwollen der Anhänger des Rabbis zu gewinnen, zumal er sich intensiv dem Talmudstudium widmete. Außerdem studierte er die Feinheiten der heiligen Sprache. Obwohl seine Muttersprache Jiddisch war, korrespondierte er hauptsächlich auf Hebräisch. Als Jüngling schlief er nachts auf einer Sitzbank und stand in aller Frühe auf, um am Unterricht des Rabbis teilzunehmen. Schon in seiner Jugend achtete und ehrte man ihn wegen seiner Gelehrsamkeit. In weltlichen Fächern war Großvater Autodidakt, wobei er einen wachsenden Hang zu den Künsten und zu Fremdsprachen zeigte.

Er heiratete Sara Leah, Tochter des Abraham-Josef Steinmetz aus dem Städtchen Dibwa (in der Gegend von Majdan). Ihnen wurden neun Kinder geboren: Alter, Shlomo, Jakob, Esra, Hana, Malka, Zwi-Herschel, Baruch, Rivka.

Die Söhne verließen schon jung das Elternhaus, um eine Jeschiwa zu besuchen. Neben dem Talmudstudium erwarben auch sie weltliche Bildung und Fremdsprachenkenntnisse.

Mein Großvater war ein äußerst stattlicher Mann. Ich erinnere ihn als Sechzigjährigen. Mit seiner eindrucksvollen Erscheinung faszinierte er seine Umgebung, einschließlich der nichtjüdischen Einwohner. Sein gepflegter weißer Bart verlieh seinem Gesicht besondere Würde. Die blauen Augen zeugten von Wohlwollen und Güte. Er war hoch angesehen und beliebt in den jüdischen Gemeinden der umliegenden Städtchen.

Mein Großvater kleidete sich nach Art der Chassiden. Er trug einen breitrempigen schwarzen Samthut, unter dem der Rand seines schwarzen Käppchens hervorlugte, einen schwarzen Kaftan mit dem Schaufädenleibchen, dem „kleinen Tallit“ darunter, und Hosen, deren Krempen er in die weißen Strümpfe steckte. Er achtete sehr auf saubere und ordentliche Kleidung.

Als der Rabbi von Majdan in den zwanziger Jahren verstarb, holte die Gemeinde keinen Ersatzmann von außerhalb, da man einfach keinen brauchte: Reb Itze erfüllte die Aufgabe bestens. Er fungierte auch als Schächter, Fleischbeschauer und Mohel für Majdan und Umgebung. Wurde er zum Koscherschlachten in ein Dorf der Umgebung gerufen, legte er den Weg hoch zu Pferd zurück. Das Messeretui steckte er dabei in den Stiefelschaft. An kalten Wintertagen trug er Pelzmantel und Pelzhut wie die Bauern.

Großvater stand im Ruf, ein vielseitig tätiger und begabter Mann zu sein. So mischte er zum Beispiel Arzneien auf pflanzlicher Basis aus natürlichen Stoffen und fertigte ein Pulver zum Stillen von Blutungen, das er bei Beschneidungen benutzte. Im Ersten Weltkrieg kam dieses Pulver dann auch bei der Behandlung verwundeter Soldaten zum Einsatz. Wenn er durch die Straßen der Stadt ging, grüßten ihn Juden wie Nichtjuden als „heiligen Mann“.

Unter osteuropäischen Juden war es Sitte, zu einem kranken Kind nicht gleich einen Arzt zu rufen, sondern zunächst einen hochgeehrten Mann - einen Toragelehrten, einen Rabbinatsrichter oder den Schächter der Gemeinde - beizuziehen, damit er durch Beschwörungen den bösen Blick abwende. Meist wurde mein Großvater zu diesem Zweck geholt. Großvater setzte sich dann ans Krankenbett und gab glühende Kohlen in ein Wasserglas. Schwammen die Kohlen oben, bedeutete es, dass das Kind nicht unter dem bösen Blick litt, sanken sie jedoch auf den Boden, war es mit dem bösen Blick behaftet. Die Menschen suchten ihre Kinder vor dem bösen Blick zu schützen. Bei jedem Ausdruck der Bewunderung und jedem Kompliment fügten sie hastig die Formel "ohne bösen Blick" hinzu.

Mein Großvater hatte eine Tasche ähnlich den Instrumententaschen, die Ärzte zu Hausbesuchen mitnehmen. Sie enthielt eine Reihe Schröpfgläser und andere Utensilien. Die

Schröpfgläser setzte er Patienten auf den Rücken, die an Erkältung oder Rückenschmerzen litten. Daraufhin hieß es unter Juden: „*Ss'wet helfn wie Toiten Bankes*“ (Es wird helfen wie Schröpfgläser bei einem Toten). Bei den Gojim galt er jedoch als Wunderheiler, der ihren Kranken als Einziger helfen konnte.

Eines Tages erschien im Hause meines Großvaters ein Bauer in Begleitung seiner Tochter. Das junge Mädchen schluchzte und stöhnte vor Schmerzen, konnte kaum auf den Beinen stehen. Der Bauer bat meinen Großvater um Hilfe. Der Großvater verwies ihn an den Arzt des Städtchens. Doch der Bauer meinte stur, nur mein Großvater solle sie behandeln. Als Großvater merkte, dass er die beiden nicht ohne weiteres loswerden konnte, bat er das Mädchen, sich auf eine Holzbank zu legen, und diagnostizierte sofort einen verrenkten Fuß. Um sie abzulenken, nahm er erst den gesunden Fuß, drehte ihn hin und her, fragte ständig: „Tut es weh? Tut es weh“, packte dann im Nu den schmerzenden Fuß, drehte ihn und hörte es knacken. Das Mädchen hörte zu weinen auf. Mein Großvater riet ihr, eine Woche zu ruhen, und versprach ihr, dass alles wieder gut werden würde.

Der Bauer wollte sich für die Behandlung erkenntlich zeigen, aber mein Großvater weigerte sich, jedwede Gegenleistung anzunehmen. Am nächsten Tag kam die Frau des Bauern mit einem Korb voller Lebensmittel und stellte ihn meinem Großvater vor die Haustür, wohl wissend, dass er die Gabe nicht annehmen würde, wenn sie sie hineinbrächte.

Mein Großvater war auch ein begnadeter Künstler mit ausgeprägter Zeichenbegabung. Zu seinen zahlreichen Werken zählte eine Landkarte auf Pergament, die die Eroberung des Landes Israel durch Josua darstellte. Er hatte sie 1883 im Alter von 24 Jahren gezeichnet. Auf der einen Seite der Karte waren die 108 Ortsbezeichnungen, von der Wüste Zin bis Jafo, aufgeführt. Die andere Seite verzeichnete das Gebiet eines jeden biblischen Stammes mit einer anderen Farbe. Die Farben hatte er selbst aus natürlichen Stoffen hergestellt.

Als er noch die Jeschiwa besuchte, stand er, wie gesagt, in aller Frühe auf, um am Unterricht des Rabbis teilzunehmen. Da er seinerzeit keinen Wecker besaß, machte er sich selber einen. Er schnitzte die Bestandteile des Uhrwerks aus Holz, fügte den Weckmechanismus ein und befestigte zwei Bänder daran, das eine verband er mit dem Uhrgewicht, das zweite knotete er sich ums Handgelenk. Zur geplanten Weckzeit fiel das Gewicht und das andere Band zerrte ihn am Arm, so dass er aufwachte.

Mit fünfzehn Jahren besuchte er die Jeschiwa. Der Schulleiter wusste die Begabungen seines Schülers zu schätzen. Eines Tages sagte er zu ihm, er wolle ihm etwas zeigen. Er führte ihn in sein Zimmer, zeigte ihm ein Weizenkorn, auf dem winzige Buchstaben standen, und erzählte ihm, ein jüdischer Reisender von weither sei zu ihm gekommen und habe ihm statt eines *Kwittels* (Zettels) dieses Körnchen überreicht. (Es ist Brauch, dass ein Jude, der einen Rabbi aufsucht, diesem einen Zettel mit seinen Bitten übergibt und eine bescheidene Spende beilegt.) Der Rabbi fragte meinen Großvater: „Itzele, kannst du auch so ein wunderbares Werk anfertigen?“ Itzele schwieg, aber eine Woche später überreichte er ihm ein Weizenkorn mit noch viel kleineren Buchstaben als denen auf dem Korn, das der Gast mitgebracht hatte.

Jahre vergingen nach der Geschichte mit dem Weizenkorn. Mein Großvater fungierte nun als Schächter von Majdan. Bei der Lektüre eines Buches traf er zufällig auf eine interessante religionsgesetzliche Frage: Darf man während der Pessach-Woche ein Weizenkorn als Ziergegenstand im Haus aufbewahren, ohne damit gegen das Verbot zu verstoßen, Gesäuertes in Besitz zu haben? Zwar war solch ein Weizenkorn nicht zum Verzehr geeignet, aber... Da fiel ihm plötzlich das Weizenkorn ein, das er in seiner Jugend beschriftet hatte. Er beschloss, ein ähnliches Korn anzufertigen und schrieb darauf die hebräischen Namen der sieben Wochentage, der zwölf Stämme, der drei Erzväter und seine Unterschrift - insgesamt einhundertvierzehn Buchstaben. Dieses Werk bewahrte er in einem Glaskästchen auf.

Im Ersten Weltkrieg wurde Majdan von russischen Truppen besetzt. Die Soldaten durchsuchten Haus für Haus nach Nahrungsmittelvorräten. Fanden sie solch ein Versteck, beschlagnahmten sie den gesamten Inhalt. Sie kamen auch zum Haus meines Großvaters. Der Offizier, der den Suchtrupp leitete, entdeckte eine Klappe im Fußboden und fragte meinen Großvater, was sich darunter verberge. „Alte Bücher“, antwortete Großvater. Der Offizier befahl den Soldaten, das Versteck auszuräumen. Dabei entdeckte er das Glaskästchen mit dem Weizenkorn. Der Offizier erkannte sofort, welch seltener Schatz ihm da in die Hände gefallen war. Er nahm das Kästchen mit und bemerkte beiläufig: „Das wird dem Museum in Kiew übergeben.“ Dabei gehörte Kiew zur Ukraine.

Im Ersten Weltkrieg diente sein Sohn Shlomo im österreichisch-ungarischen Heer Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph. Er kämpfte an der Front und wurde mit dem Front-Harcos-Orden ausgezeichnet. Als man einmal lange Zeit nichts von ihm hörte, befürchtete man, er sei in Gefangenschaft geraten. Schließlich traf jedoch ein Telegramm von ihm ein, in dem er mitteilte, dass er einen kurzen Urlaub erhalten habe, aber nicht nach Majdan kommen dürfe, weil die Front dort näher rücke. Allerdings hatte man ihm gestattet, die ungarische Stadt Sátoraljaújhely aufzusuchen, in der sein Bruder Alter wohnte.

Mein Großvater beschloss, nach Sátoraljaújhely zu fahren, um seinen Sohn zu besuchen. Großmutter äußerte den Wunsch, ihn zu begleiten, denn sie hätte schließlich auch ein Recht, ihren Sohn zu sehen. Doch mein Großvater wollte sie nicht mitnehmen. In jenem Jahr war der Winter besonders streng, die Schneemassen türmten sich höher denn je. Außerdem war die kleine Tochter, Rivkale, noch im Säuglingsalter, so dass man sie ebenfalls hätte mitnehmen müssen, und die nächste Bahnstation lag rund vierzig Kilometer von Majdan entfernt. Aber alle Überzeugungsversuche halfen nichts: Großmutter und Rivka kamen mit auf die Reise. Einzig mögliches Verkehrsmittel war der Pferdeschlitten. Großvater mietete einen Zweispanner. Auf den Boden legte man heiße Backsteine, in Stoff eingewickelt, um die Füße zu wärmen.

Gegen Abend erreichten sie die Bahnstation des Städtchens Voloc. Dort stellte sich heraus, dass im Zug keine Plätze mehr frei waren. Mit Hilfe einiger Bekannter, die sie auf dem Bahnhof trafen, ergatterten sie Plätze in der ersten Klasse. Die Juden unter den Insassen des Waggons versammelten sich zum Abendgebet. Meine Großmutter nutzte die Gelegenheit, sich auf die Bank zu legen, um Rivkale zu stillen. Vor dem Gebet ging Großvater auf die Toilette, und als er die Toilettentür öffnete, hörte er ein schrilles Pfeifen. Im nächsten Moment stieß die Bahn frontal mit dem Gegenzug zusammen. Großvater wurde hinausgeschleudert und erlitt eine Beinverletzung. Die Schreie der Verletzten waren markerschütternd. Großvater kroch zwischen den Hinausgeschleuderten umher, entdeckte Großmutters Kleid, und als er dann ihren Körper sah, begriff er, dass ihm ein furchtbares Unglück geschehen war. Ein Stück weiter hörte er ein Baby weinen. Er kroch in diese Richtung und fand seine Tochter Rivkale. Da sie in ein Steckkissen verpackt war, hatte sie den Sturz heil überstanden.

Die Nachricht von dem Zugangsglück erreichte die Söhne Shlomo und Alter. Sie gelangten rasch an die Unglücksstelle. Die beiden wollten Großvater ins Krankenhaus bringen, aber er wehrte ab, aus Angst, dort den Sabbat entheiligen und unkoschere Nahrung essen zu müssen. Außerdem wollte er an der Beerdigung seiner Frau teilnehmen.

Unter gesetzestreuen Juden wird es nicht gern gesehen, wenn ein hochangesehener Mann, wie Reb Itze es damals war, lange Zeit allein, ohne Frau, lebt. Nach drei Jahren Witwerdasein vermittelte man ihm die Ehe mit Chaja-Etja Prisant, geborene Eisner, einer Kriegerwitwe und Mutter von sechs Kindern. Kurz vor der Hochzeit versammelte Großvater seine Familie und erklärte, er werde nun wieder heiraten, und bat seine Kinder, der neuen Frau freundlich zu begegnen und sie „Mime“ (Tante) zu nennen.

Am Tag der Hochzeit kleidete Großvater Itze sich festlich, setzte die feiertägliche Fellmütze, den *Streimel*, auf und fuhr in das Städtchen Lifschina, um dort unter den

Hochzeitsbaldachin zu treten. Nach der Trauung kam er mit seiner neuen Frau und deren jüngstem Sohn Mendele nach Hause. Die übrigen Söhne der Mime besuchten die Jeschiwa und die einzige Tochter wohnte bei ihrer Tante. Die sechs Kinder der Mime wanderten in den dreißiger Jahren zusammen mit meinem Onkel Zwi nach Palästina aus und eröffneten in Tel Aviv eine gut gehende Schreinerei, aus der später die bekannte Möbelfabrik Prima entstand.

Großvater wurden noch drei weitere Kinder geboren: Mottele, Schaschil und Dresel. Die Mime war bei allen sehr beliebt, wie eine wirkliche Mutter. Meine Mutter stand in ständiger Verbindung zu ihr, bis zum Beginn der Schoa.

Ich bin bis zum Alter von fünf Jahren beim Großvater aufgewachsen und kann mich noch an einige Ereignisse von zu Hause erinnern. Ich verehrte ihn sehr und freute mich riesig, als ich hörte, dass Großvater uns in Nyírbátor besuchen würde und ich ihn daher nach langer Zeit wiedersehen könnte. Großvater besuchte erst seinen Sohn Shlomo in Debrecen und kam dann für den Sabbat zu uns. Mutter war in heller Aufregung über den bevorstehenden Besuch, brachte das ganze Haus auf Hochglanz und kochte Großvaters Lieblingsspeisen. Am Freitag gingen wir zum Bahnhof, um den Gast abzuholen. Als Großvater aus dem Zug stieg, war meine Mutter zu Tränen gerührt. Wir nahmen die Koffer und fuhren mit der Droschke nach Hause. Nach kurzer Ruhe ging ich mit Großvater in die Mikwe. Als wir dann zum Sabbatabendgottesdienst ins Bethaus kamen, hieß ihn sein alter Freund, Rabbiner Naftole, herzlich willkommen und wies ihm einen Ehrenplatz zu. Beim traditionellen dritten Sabbatmahl am Ausgang des Sabbat ehrte ihn Rabbiner Naftole mit der Bitte, über den Wochenabschnitt zu sprechen.

Kurze Zeit, nachdem Großvater nach Majdan zurückgefahren war, fand ich Mutter eines Tages in Tränen aufgelöst, als ich aus dem Cheder, der jüdischen Grundschule, heimkam. Zuerst konnte ich gar nicht begreifen, warum sie so weinte, bis sie mir erzählte, dass Großvater verstorben sei.

Großvater starb im Alter von 74 Jahren. Sein Andenken sei gesegnet.

Malka heiratet

Malka, Mutters hübsche jüngere Schwester, stand vor der Hochzeit mit ihrem Auserkorenen, Meir Aaron Teichmann aus dem Städtchen Volova bei Majdan.

Die Hochzeit fand in der kalten, verschneiten Jahreszeit am Wohnort des Bräutigams statt. Ich war damals fünf Jahre alt und erinnere mich noch an jene Hochzeit, vor allem an die Kälte, die damals herrschte. Man suchte einen Festsaal, der eine Trennung der beiden Geschlechter zuließ, aber doch alle Hochzeitgäste aufnehmen konnte, und löste das Problem dadurch, dass man für die Frauen ein Zelt neben dem Gemeindehaus aufstellte.

Aus Majdan reiste fast die ganze Gemeinde zur Hochzeit an. Es war ganz natürlich, dass alle mitfeiern wollten, wenn Reb Itzes Tochter heiratete. Auch aus dem Städtchen Volova waren viele Leute gekommen.

Die Feiern dauerten sieben Tage, entsprechend den sieben Segenssprüchen. Meine Mutter half viel bei der Bewirtung und ich hielt ihr einen Platz im Zelt frei. Wegen des Mangels an Stühlen war jeder eifrig begehrt. Ich klammerte mich an Mutters Stuhl wie an die Hörner des Tempelaltars und ließ ihn selbst dann nicht los, als man ihn mir mit Gewalt entringen wollte. Ich kämpfte wie ein Löwe um ihn.

Malka brachte fünf Kinder zur Welt. Leider konnten sie ihr Glück nur zehn Jahre genießen. 1941 wurde die Familie nach Polen verschleppt. Außer zwei Kindern, die fliehen konnten, wurden alle ermordet. Jossele kam bei uns unter und seine Schwester bei einer Familie im Städtchen Satmar. Auch sie hatten jedoch kein langes Leben mehr, sondern wurden schließlich nach Auschwitz deportiert, von wo sie nicht zurückkehrten.

Diese Hochzeit war für mich ein Wendepunkt im Leben. Bis zu diesem Fest hatte ich nichts von der Existenz meines Vaters gewusst. Nun war er mit Mutters Brüdern Alter und Shlomo gekommen. Die beiden wollten die Gelegenheit nutzen, meine Eltern zu versöhnen, und hatten ihn deshalb zur Hochzeit eingeladen und ihm mitgeteilt, dass er einen Sohn hätte. Dort traf ich Vater zum erstenmal. Wie ich später von meinem Onkel Zwi erfuhr, hatten meine Eltern sich bald nach der Hochzeit getrennt. Meine Mutter war daraufhin in ihr Vaterhaus zurückgekehrt, und so wurde ich in Majdan geboren. Diese Geschichte ließ mir keine Ruhe, doch wann immer ich Vater darüber auszufragen versuchte, antwortete er ausweichend, so dass ich nichts aus ihm herausbekommen konnte.

Als ich meinen Vater etwa zwei Jahre vor seinem Tod einmal in seinem Haus in Bne Brak besuchte und ihn dort allein antraf, nutzte ich die Gelegenheit zu der Bitte, mir etwas über die Affäre mit meiner Mutter zu erzählen und mir zu sagen, warum wir uns erst kennen gelernt hatten, als ich schon fünf Jahre alt war. Vater erzählte, kurz nach der Hochzeit sei ein Streit zwischen Mutter und ihm ausgebrochen, worauf Mutter beschlossen habe, ins Haus ihres Vaters in Majdan zurückzukehren. Vater hatte nicht gewusst, dass Mutter schwanger war, als sie ihn verließ, und erfuhr dann auch nicht, dass er einen Sohn hatte, denn die Familie verheimlichte ihm meine Existenz. Ich wuchs bis zum fünften Lebensjahr bei meinem Großvater auf, der für mich wie ein Vater war.

Nach der Hochzeit fuhren wir alle zusammen nach Ungarn in das Städtchen Nyírbátor, wo Vaters Familie wohnte.

Inhalt

Vorwort	1
Majdan	4
Großvater Itzhak Silber (Reb Itze)	5
Malka heiratet	12
Nyírbátor	14
Das orthodoxe Lehrhaus in Nyírbátor	23
Rabbi Naftali Teitelbaum (Rabbi Naftole)	25
Rabbiner Dr. Abraham Lemberger	29
Die Talmud-Tora-Schule (das Cheder)	32
Die Volksschule Israelita Elemi Nép Iskola	34
Meine Jugendzeit	36
Mein Großvater, Reb Abraham Elieser (Reb Awrum Lasar)	40
Mutter	44
Vater	48
Eindrücke aus dem Elternhaus	52
Sarkadi Margit	55
Die erste Deportation aus Ungarn	57
Die Schoa	59
Gedanken vor dem Eintritt in die Hölle	65
Auschwitz-Birkenau	66
Das Lager Fünfteichen	72
Görlitz-Biesnitzer Grund	76
Waggon- und Maschinenbau AG Görlitz (WUMAG)	82
Erwähnenswerte Personen aus dem Lager Görlitz	88
Der Lagerälteste Hermann Tschech	91
Jakob Tannenbaum, der Lager-Kapo	92
Gustav, der Hauptkoch des Lagers	94
Der Todesmarsch	96
Die Befreiung	102
Der Weg nach Hause	107
Rückkehr nach Nyírbátor	110
Die Wende in meinem Leben nach der Schoa	115
Der Prozess	120
Die Flucht	122
Pinchas (Tibor) Rosenbaum	125
Vaters Besuche	127
Mako	129
Die Radiosebdung	
Rückkehr nach Budapest	131
Chaim Gouri	132
Der Dienst in der tschechischen Armee	134
Bratislava	
Prag	
Die Alija	138

Nyírbátor

Das Städtchen Nyírbátor liegt im Nordosten Ungarns, rund dreißig Kilometer von der rumänischen Grenze entfernt. Der Name ist eine Zusammensetzung aus zwei Wortteilen. „Nyírfa“ bedeutet „Birke“, die in dieser Gegend häufigste Baumart. „Bátor“ steht für Stephan (István) IV. Báthory, der gegen die Türken kämpfte und 1575 König von Polen und Fürst von Siebenbürgen wurde. Báthory tat viel für die Entwicklung der Stadt. Er unterstützte die Errichtung einer reformierten Kirche und ließ daneben einen hölzernen Glockenturm bauen, der als historisches Monument bis heute steht.

Die erste jüdische Gemeinde wurde 1816 von Schimon Mendel gegründet, der einer Adelsfamilie entstammte.

Die Mendels setzten Maßstäbe für den wirtschaftlichen Fortschritt von Stadt und Umgebung, als sie dort das erste Industrieunternehmen namens Bóni gründeten. Das Werk sollte den Ertrag der örtlichen Bauern aufnehmen und zu Brot, Spirituosen, Tabakwaren und weiteren Produkten verarbeiten.

Die jüdische Gemeinde wuchs zusehends und gewann erheblichen Einfluss auf die Wirtschaft Nyírbátors. Vor dem Holocaust waren vierzig Prozent der Einwohner Juden. Die Beziehungen zur nichtjüdischen Bevölkerung waren passabel.

Als erstes entstand die jüdisch-orthodoxe Gemeinde als die dominantere. Später gründeten gemäßigt liberale Kreise die sogenannte "Status-quo-Gemeinde". Die beiden Synagogen standen nebeneinander und hatten einen gemeinsamen Zaun - das war aber auch die einzige Gemeinsamkeit der beiden Gemeinden.

Die orthodoxe Gemeinde verfügte über alle notwendigen Einrichtungen: Rabbinat, Talmud-Tora-Schule, jüdische Schule, Ritualbad, Koscherschlachthaus und Beerdigungsgesellschaft. Außerdem wirkten innerhalb der Gemeinde verschiedene Studien- und Arbeitskreise, unter anderem für Wohlfahrt, gegenseitige Hilfeleistung und Finanzverwaltung. Den Vorstand bildeten der Gemeindevorsitzende, der Kassenwart, der Buchführer und der Rechnungsprüfer. Der Vorstand wurde alle paar Jahre von den Gemeinemitgliedern gewählt. Die Gemeinde beschäftigte eine größere Zahl Angestellte, die Gehalt empfangen. Das waren neben dem Rabbiner vor allem Lehrer, aber auch der Schächter, der Synagogendiener, der Bademeister und natürlich auch ein Schabbesgoj.

Die Gemeindevorrichtungen - Synagoge, Talmud-Tora-Schule (Cheder), *Stiebel* (kleiner Betraum) und die jüdische Schule - befanden sich allesamt in ein und derselben Straße im Stadtzentrum. Im Synagogenhof waren Rabbinat, Schlachthaus, Ritualbad und die Wohnung des Synagogendieners untergebracht.

Die Status-quo-Gemeinde hatte ihre eigenen Amtsträger: einen Rabbiner, einen Schächter und einen Synagogendiener.

In der ersten Zeit nach unserer Übersiedlung nach Nyírbátor litt ich unter Eingewöhnungsschwierigkeiten. Ich konnte kein Ungarisch und selbst das dortige Jiddisch verstand ich nur mit Mühe, weil es von dem in Majdan gesprochenen abwich.

Zuerst bezogen wir eine Mietwohnung bei einem assimilierten Juden namens Fon, der eine Druckerei betrieb. Die Fons wohnten am Eingang des Hofes. Daran reihten sich die Wohnungen der vier weiteren jüdischen Familien wie Eisenbahnwagen. Wir waren die letzten in der Reihe. Die Nachbarfamilien hießen Kraus, Ellenbogen und Reich.

Unmittelbar neben uns wohnten die Reichs. Sie hatten eine hübsche junge Tochter namens Leah. Später erfuhr ich, dass mein Vater und Leah intime Beziehungen unterhielten. Sie fuhr mit ihm nach Budapest, um den Augen und Ohren der Umgebung fern zu sein. In Nyírbátor kamen Gerüchte auf, Leah habe meinem Vater einen Sohn geboren, und im Cheder ärgerten mich die Kinder und spotteten: „Du hast einen Bastard zum Bruder!“ Die Geschichte machte im gesamten Städtchen die Runde. Die Hauptleidtragende bei der ganzen Geschichte war meine Mutter. Sie schloss sich im Haus ein und weinte dauernd. Aus dem

Schlafzimmer drang lautes Schreien und Schluchzen, wenn meine Mutter von meinem Vater Erklärung forderte. Schließlich zogen wir in eine andere Wohnung, um nicht mehr neben den Reichs zu leben. Ich durfte nicht mit ihnen sprechen. Als Kind verstand ich nicht, warum ich mich von ihnen fernhalten sollte. Leahs Mutter liebte ich doch wie eine Großmutter.

Leah blieb in Budapest. Ich traf sie, als wir aus den Konzentrationslagern nach Nyírbátor zurückkehrten. Auch sie war in Auschwitz gewesen, hatte überlebt und war nun nach Nyírbátor gekommen, in der Hoffnung, dort gerettete Familienangehörige zu finden. Sie war immer noch so schön wie früher.

Leah heiratete einen orthodoxen Juden und wanderte mit ihm in die Vereinigten Staaten aus.

Als ich später mit meinem Vater über die Zeit der Trennung von meiner Mutter sprach, bat ich ihn, mir auch von der Affäre mit Leah zu erzählen. Unwillig bestätigte er, dass Leah einen Sohn geboren habe. Doch sei keineswegs er der Vater, sondern Laci Fon, der Sohn des Druckereibesitzers Fon, bei dem wir zu Beginn der Affäre gewohnt hatten.

Unsere neue Wohnung lag in der Nähe von Großvaters Haus. Wir wohnten bei einem Bauern namens Hatházi, zunächst in einer kleinen Wohnung im Hof, neben Schafspferch und Kuhstall, mit einem Abort draußen.

Die Wohnung hatte zwei Zimmer, und wir waren fünf Personen. Mein Bruder und ich schliefen in einem Bett in der Küche, ins Elternschlafzimmer wurde das Bett fürs Baby hineingestellt. Die Küche war nicht gefliest. Vor dem Sabbat glätteten wir den Boden mit Lehm. Wir hatten keinen elektrischen Strom. Als Beleuchtung diente eine Petroleumlampe, die von der Decke hing. Der Küchenherd wurde mit Holz beheizt und diente uns zum Kochen und als Wärmofen. Das Feuerholz lagerte in einem Schuppen im Hof, der uns auch als Laubhütte diente. Vor dem Laubhüttenfest nahmen wir die Ziegel vom Dach, deckten Zweige darüber und schmückten den Innenraum.

Meine Mutter hatte auch nichtjüdische Freundinnen, darunter Frau Baracsi und Frau Molnár. Erstere wohnte zwei Häuser weiter, letztere in einer Villa gegenüber von Großvaters Haus.

Bei Frau Baracsi kauften wir all die Jahre unsere Milchwaren. Als wir zu Pessach 1944 vor der Deportation standen, bat Frau Baracsi meine Mutter, doch meine kleine Schwester bei ihr zu lassen. Sie werde gut auf sie aufpassen, bis wir zurückkämen. Meine Mutter begriff nicht, was uns bevorstand, und wollte ihre Jüngste nicht fortgeben. Sie übergab der Freundin nur Bettzeug und andere unwichtige Dinge. Als Vater und ich aus den Lager zurückkehrten, gab Frau Baracsi uns auf der Stelle diese Sachen wieder und bedauerte, dass sie meine Mutter nicht noch eindringlicher beredet hatte, meine Schwester bei ihr zu lassen.

Frau Molnár war eine besonders schöne, kinderlose Frau. Als man uns 1941 verhaftete und nach Polen deportieren wollte, tat sie alles, um uns finanziell und allgemein zu helfen. Sie ersuchte verschiedene Stellen um Aufhebung oder Abänderung des Ausweisungsbeschlusses, versorgte uns während der Haftzeit mit allem Nötigen und saß stundenlang bei uns, um uns aufzumuntern.

Als ich 1965 nach Ungarn reiste, fuhr ich eigens nach Nyírbátor, um die beiden ehemaligen Freundinnen meiner Mutter zu besuchen und ihnen noch einmal für das zu danken, was sie in harten Zeiten für uns getan hatten.

Zuerst suchte ich Frau Baracsi auf. Als ich das Haus betrat, wurde ich von Sohn und Tochter empfangen, die mich sofort erkannten und mir erzählten, die Mutter liege im anderen Zimmer auf dem Sterbebett. Frau Baracsi hörte meine Stimme aus dem Nebenzimmer und rief leise: "Schlajme! Bist du da?" Ich ging zu ihr hinein. Sie nahm meine Hand und fragte, wie es mir ginge. Zwei Stunden später hauchte sie ihre Seele aus.

Als zweites suchte ich Frau Molnárs Haus auf, fand sie aber nicht vor. Ich erfuhr, dass die Molnárs von den Kommunisten an einen unbekanntem Ort vertrieben worden waren, weil sie als Kapitalisten galten.

Nach einiger Zeit konnten wir bei den Hatházis ausziehen und in eine bessere und größere Wohnung übersiedeln, die nicht mehr neben den Stallungen lag.

Einige Wochen später, am Neujahrsfest, wurde ich krank. Der Arzt, Dr. Balog, stellte Diphtherie bei mir fest. Seinerzeit war diese ansteckende Krankheit sehr gefährlich. Meine Mutter verließ tief besorgt die Synagoge und eilte nach Hause.

Auf Betreiben des städtischen Gesundheitsamts wurde eine rote Bekanntmachung an die Eingangstür geheftet, mit dem Wortlaut: *Wegen ansteckender Krankheit Zutritt verboten.* Mein Zustand verschlechterte sich von Stunde zu Stunde, ich war dem Ersticken nahe. Der Arzt ließ eilig ein neues Medikament aus Debrecen kommen, das in der Apotheke in Nyírbátor noch nicht vorrätig war. Er bat Mutter, darum zu beten, dass das Medikament noch rechtzeitig einträfe. Tatsächlich kam es in letzter Minute. Kurze Zeit, nachdem er mir das Mittel gespritzt hatte, besserte sich mein Befinden, und ich war außer Lebensgefahr. Dr. Balog, der kein Jude war, weigerte sich, Honorar für die Behandlung anzunehmen. Von einer armen Familie nehme er kein Geld, sagte er.

Ein paar Häuser weiter wohnte der alte Molnár. Sein Haus stand an der Straßenecke, gegenüber dem von Großvater. Als er in den Ruhestand getreten war, hatte er seine Getreidemühle seinen beiden Söhnen übereignet. Einer der beiden, der Schwerhörige, war der Ehemann der zuvor erwähnten Frau Molnár. Der alte Molnár, Molnár Bácsi, wie wir ihn nannten, war klein, glatzköpfig und hatte immer eine Zigarre im Mund. Meist saß er auf der Holzbank vor seiner Tür, stets in Anzug mit Weste, über der die Uhrkette baumelte. Er begrüßte die Vorübergehenden mit breitem Lächeln und vergnügte sich mit den Kindern der Umgebung. Mich beeindruckten vor allem sein Feuerzeug und die Taschenuhr. Einmal bat ich ihn, mir diese beiden Dinge zu vermachen, wenn er stürbe. Zur Antwort schüttelte er schmunzelnd den Kopf. Wenn ich an ihm vorüberkam, fragte ich ihn manchmal: „Na, Molnár Bácsi, sind Sie noch nicht gestorben?“ Darauf lächelte er nur.

In der nächsten Straße stand die Molnársche Mühle, und im weiteren Verlauf kam ein Wäldchen, in das sich junge Pärchen zu romantischem Tun zurückzogen. Molnár musterte jedes Paar bei der Rückkehr aus dem Wäldchen und erklärte: "Die haben was gemacht." Oder: "Die nicht." Seine Logik erklärte er folgendermaßen: Ging bei der Rückkehr aus dem Wäldchen der Mann vorn, war das Ergebnis positiv, ging die Frau vorn, war es negativ, das heißt, es war nichts geschehen.

Die meisten Straßen von Nyírbátor waren ungepflastert. Ausnahmen bildeten nur der zentral gelegene Marktplatz und ein paar Straßen, die von ihm abgingen. Das war auch das Handelszentrum der Stadt. Die meisten Geschäfte lagen am Marktplatz und die meisten befanden sich in jüdischem Besitz. Deshalb ruhte der Handel am Sabbat und an den jüdischen Feiertagen. Bauernmärkte, Handwerksbetriebe und Kleinindustrie waren überwiegend am Stadtrand angesiedelt.

Das Rathaus war das größte und stattlichste Gebäude der Innenstadt. Es hatte einen hohen Turm, mit einer Uhr an jeder Seite, die man von allen Enden der Stadt sehen konnte. Der Turm hatte einen breiten umlaufenden Balkon, von dem die Feuerwehr über den gesamten Stadtbereich wachte. Brach irgendwo Feuer aus, läutete der Wächter die Glocke über seinem Kopf und signalisierte mit einer roten Fahne die Richtung des Brandherds.

Auf dem Marktplatz, vor dem Rathaus, befand sich in einer kleinen Gartenanlage ein Heldendenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Eine Marmortafel verzeichnete die Namen der Söhne Nyírbátors, die im Krieg gefallen waren, darunter vierzehn Juden.

Auf der anderen Seite des Platzes stand das zweitgrößte Gebäude der Stadt, die einzige Handelsbank der ganzen Umgebung. Sie gehörte einem Juden namens Elek.

Im März 1944 richtete die deutsche Wehrmacht in diesem Gebäude ihr Hauptquartier ein. Nach deren Niederlage im Mai 1945 wurde es russisches Hauptquartier. Die Wachstube war in einem ehemaligen Ladengeschäft am Eingang untergebracht, das bis zum Beginn der Schoa einem Juden namens Galét gehört hatte. Der russische Wachoffizier war Oberfeldwebel Buchstein, ein Jude natürlich, der mich mit allem Nachdruck aufforderte, ihn nicht namentlich, sondern mit Herr Oberfeldwebel anzureden.

Die Russen renovierten die Ladenräume, um der neuen Zweckverwendung anzupassen. Dazu griffen sie wahllos Passanten auf und zwangen sie, die Räume zu reinigen. Nach meiner Rückkehr aus den Lagern besuchte ich die Russen manchmal. Es waren ein paar Juden darunter, mit denen ich Jiddisch sprach. Manchmal half ich ihnen auch beim Übersetzen.

Ich war zur Zeit der Renovierungsarbeiten dort. Plötzlich sah ich, dass die Mesusa noch am Türpfosten befestigt war. Mit einem Taschenmesser löste ich sie ab. Als ich eine Stunde später wieder dorthin zurückkehrte, sah ich Oberfeldwebel Buchstein mit einem Stock auf die Arbeiter einprügeln, wobei er dauernd schrie: "Wo ist Gott?!" Ich ging hin, beruhigte ihn und sagte, ich hätte Gott abmontiert. Ich würde jetzt das Pergamentröllchen mit den Bibelversen aus der Kapsel herausholen. Wenn er es lesen könne, würde ich ihm die Mesusa zurückgeben. Er blickte auf das Stückchen Pergament, drehte es hin und her und war offensichtlich verlegen. Er hatte noch nie hebräische Buchstaben gesehen.

Donnerstags war normalerweise Wochenmarkt auf dem Marktplatz. Jeden Herbst gab es einen Jahrmarkt, auf dem die Bauern ihre Erzeugnisse selbst verkaufen konnten.

Dann wurden auf dem Marktplatz reihenweise Zelte aufgestellt, mit breiten Wegen dazwischen, damit die Besucher die Auslagen zu beiden Seiten begutachten konnten. Die meisten Handwerker, die ihre Erzeugnisse auf dem Markt feilboten, waren Juden, vor allem in den Branchen Bekleidung, Schuhwerk, Möbel und Kurzwaren. Am Rand des Marktplatzes verkauften Bauern Hühner, Gänse und Feuerholz. Die Handwerker arbeiteten monatelang, um ein ausreichend großes Angebot für den Jahrmarkt anzufertigen. Uns Kinder beschäftigten sie zum Wachehalten bei den Zelten. Auch ich wachte - beim Zelt eines Schneiders. Ich sollte besonders ein Auge auf die Zigeuner haben, die auf den Markt kämen, um zu stehlen. Viel Geld habe ich dabei nicht verdient, aber ich bin an vielen Erlebnissen reicher geworden.

Den Verkauf übernahmen geübte Verkäufer, natürlich Juden, die das Wesen der Bauern kannten und ihren Dialekt sprachen. Ziemlich jeden Satz würzten sie mit jiddischen Worten, saftigen Flüchen und versteckten Witzen.

Ein Schneider war lange auf einem fehlerhaften dreiviertellangen Mantel mit schrägen Taschen sitzen geblieben. Sein Lehrling hatte eine Tasche versehentlich in der umgekehrten Schräge genäht, so dass man mit der Hand nicht hineinkam. Der Schneider bat einen Verkäufer namens Patyi, ihm zu helfen, diesen Mantel loszuwerden, den er von Jahrmarkt zu Jahrmarkt schleppte. "Verkauf ihn unter Preis, Hauptsache, du wirst ihn los."

Patyi zögerte nicht lange, als er einen Bauern mit einer Peitsche in der Hand auf das Zelt zukommen sah. Er begrüßte ihn, als würde er ihn seit eh und je kennen. Janos Bácsi)Onkel Janosch(, hast du schon den neuen Mantel gesehen, das amerikanische Patent? Ehe der Bauer noch eine Silbe hervorbringen konnte, hatte er ihm im Nu den alten Mantel aus- und den neuen angezogen. Er stellte ihn vor den Spiegel, fasste mit einer Hand hinten den Stoff zusammen, so dass es vorn aussah, als sei der Mantel genau nach Mass des potentiellen Käufers geschnitten, nahm seinen rechten Arm, führte ihn über den Bauch und steckte die Hand in die falsch geneigte Tasche. Dann schob er ihm die Peitsche unter den angelegten Arm und sagte: "Sehen Sie? Wenn Sie im Winter auf dem Wagen sitzen, spüren Sie die Kälte nicht."

Der Preis? Nicht teurer als... sagte er, schlug auf den ursprünglichen Preis noch fünf Prozent drauf und bat ihn, den Mantel vorerst noch niemandem zu zeigen, denn dies sei nur ein Probestück. Erst in einem Monat werde eine neue Sendung aus Amerika eintreffen. Der Mantel mit der falschen Tasche wurde fortan serienweise hergestellt und verkaufte sich bestens.

Vater hatte eine ganze Sammlung Taschenuhren im Haus, die von seinem Geschäft übriggeblieben waren. Teile davon sind längst in andere Uhren eingesetzt worden. Die Verkäufer kauften diese Uhren nach Gewicht. Sie steckten bei Mänteln und Jacken jeweils eine Uhr in die rechte Tasche. Wenn ein Bauer ein Kleidungsstück anprobte, steckte er gern die Hände in die Taschen. Sobald er die Uhr fühlte, fragte er prompt nach dem Preis.

Das orthodoxe Lehrhaus in Nyírbátor

Das Lehrhaus (Bet Midrasch) war ein Teil des Synagogengebäudes. Das Erkennungszeichen des Betsaals waren die hohen Rundbogenfenster - im Unterschied zu den Spitzbogenfenstern, die in Kirchen üblich waren. Über dem Haupteingang prangte ein rundes Fenster mit einem Davidsstern. Vor der Gebäudefront lag ein ungepflegter Vorhof.

Der Weg ins Lehrhaus führte durch einen schmalen Korridor, in dem ein Waschbecken zur rituellen Handwaschung angebracht war, einschließlich des dazugehörigen zweigriffigen Bechers an einer Kette. Vom Korridor kam man in einen Durchgangsraum, den sogenannten *Palisch*. Ein separater Eingang führte in den Betsaal.

Das moderne Mobiliar des Betsaals war aus erstklassigem Holz. An der Ostwand hatten der Rabbiner, der Gemeindevorsteher und die Angesehensten der Gemeinde ihre Plätze. Die einfachen Leute - Handwerker, Kleinhändler und Kutscher - saßen hinten am Eingang.

Zum Toraschrein, der eine große Anzahl von Torarollen enthielt, stieg man über ein paar Stufen empor. Rechts daneben befand sich das Vorbeterpult. Mitten im Saal stand auf einem Podest, der sogenannten *Bima*, der breite Tisch, auf dem die Tora ausgerollt und gelesen wurde. Von dieser Bima aus verkündete der *Schamasch* (Synagogendiener) Reb Aaron Scheinfeld (Aaron der Schammes) die Bekanntmachungen für die Gemeinde und verkaufte vor der Toralesung an Sabbat und Feiertagen die *Alijot* (Aufrufe zur Tora).

Die Frauenempore überragte einen Teil des Saals, so dass die Decke dort niedriger war. Die nach Osten, zum Betsaal, zeigende Seite der Frauenempore war mit dichtstehenden Holzlatten abgeschirmt, damit die Männer unten ja nicht hindurchblicken konnten. Der Aufgang zur Frauenempore führte über eine Treppe vom Hof.

Der belebteste Ort war das *Palisch*, in dem die Männer sich in verschiedenen Gruppen zum Torastudium zusammenfanden. Die einen lernten Talmud, andere *Chumasch* (die fünf Bücher Mose mit den dazugehörigen Prophetenabschnitten) und wieder andere Mischna. An den Wänden standen randvolle Bücherregale, dazwischen ein kleiner Toraschrein. In der Mitte des Palisch waren reihenweise Tische aufgestellt, an denen gelernt wurde.

In einer Ecke dampfte der Samowar. Für die Teezubereitung war Aaron der Schammes zuständig. Wenn wir an kalten Tagen in aller Frühe zum Cheder unterwegs waren, machten wir schnell im Palisch Halt, um heißen Tee zu trinken. In der Mitte zwischen den Tischen stand ein Heizofen. Daneben wärmte sich an kalten Wintertagen der Hersch-Beer, ein alleinstehender Spinner. Er trug einen verbeulten Federhut zum abgewetzten Mantel, murmelte und nörgelte vor sich hin und sprach mit keinem der Anwesenden. Die Kinder foppten ihn von Zeit zu Zeit. Die *Rebbetzin* (Rabbinersfrau) hatte ihn aus Mitleid in einem Zimmer des Gebäudes untergebracht und gepflegt ihn auch.

Alle funktionalen Einrichtungen - Koscherschlachthaus, Ritualbad und die Wohnräume des Rabbiners und des Synagogendieners - befanden sich, wie gesagt, hinter dem Lehrhaus im Hof.

In der Mikwe gab es einige Kabinen mit Badewannen, die auch der nichtjüdischen Bevölkerung dienten, denn in dem Städtchen gab es kaum Wohnungen mit Bad. In einem getrennten Bereich lagen Badekabinen nur für Frauen. Die Frauen, die nach Ende ihrer Menstruation die Mikwe aufsuchten, kamen von der Straße über einen versteckten Pfad zwischen den beiden Synagogen.

Im Schlachthaus wurde nur Geflügel geschächtet. In Nyírbátor schächtete man keine Rinder.

Abgesehen von den beiden Synagogen gab es noch ein weiteres Bethaus, die „Klaus“ oder das „Stiebel“, in dem hauptsächlich die Satmarer und die Belzer Chassiden beteten.

Rabbi Naftali Teitelbaum (Rabbi Naftole)

Rabbi Naftole, der Rabbiner der orthodoxen Gemeinde in Nyírbátor, war ein Spross der Familie Teitelbaum, die für ihren vehementen Antizionismus bekannt war, und ein Vetter des berühmten Rabbi Joelish Teitelbaum aus Satmar.

Rabbi Naftole führte die Gemeinde autoritär, aufrecht und kompromisslos. Stets sah man ihn in traditioneller Kleidung, einen breitrempigen Samthut auf dem Kopf, dazu sein schöner weiß melierter Bart und eine Brille auf der Nasenspitze, über die hinweg er einen anblickte. Er war eine eindrucksvolle, Respekt gebietende Erscheinung.

Neben der Wohnung des Rabbiners befand sich das *Schi'er-Stiebel*, die Lehrstube, ein geräumiges Zimmer, möbliert mit Tischen, Bänken und Bücherregalen voll Talmudbänden, Moralschriften und anderen religiösen Werken. In diesem Raum lernten die jungen Talmudschüler zusätzlich zu ihrem normalen Unterrichtpensum. Rabbi Naftole verbrachte die meiste Zeit in diesem Raum. Hier studierte er und empfing er seine Gäste. Beim Essen drängten sich seine chassidischen Anhänger um den Tisch ihres Rabbis, um *Scheijerim* (Reste) zu ergattern. Die Chassiden meinen, wer Reste vom Mahl des Rabbis einheimse, dem werde das als großes Verdienst angerechnet.

Wenn Rabbi Naftole im Lehrhaus erschien, breitete sich sofort Schweigen aus und die Gemeinde erhob sich. Sein Sitzplatz stand neben dem Vorbeterpult. Während der Vorbeter das zuvor leise gesprochene Achtzehngebet laut wiederholte, nutzte Rabbi Naftole die Zeit, um zwischen den Betenden umherzugehen, die Hände in den Ärmeln seines Kaftans verschränkt. Hier und da blieb er neben jemandem stehen, um ihm Moral zu predigen oder sein Missfallen auszudrücken.

An einem Versöhnungstag trat er zu einem der Betenden, als er sah, dass der Mann saubere Socken trug. Es war ihm klar, dass dieser Jude, entgegen des Verbots, am Versöhnungstag Ledersachen zu tragen, mit Schuhen ins Lehrhaus gekommen war und sie erst draußen ausgezogen hatte. Dafür wies er ihn streng zurecht. Ein anderer Fall passierte an einem Neujahrsfest. Diesmal attackierte er eine Frau auf der Empore, weil sie es gewagt hatte, mit „Beihaar“ ins Bethaus zu kommen, das heißt, sie hatte ein paar Strähnen ihres natürlichen Haars über die Perücke gekämmt, was damals bei den gemäßigt religiösen Frauen große Mode war. Er stieg die Stufen zum Toraschrein hinauf und forderte sie auf, die Frauenempore zu verlassen.

Im Sommer begaben sich die Händler nach Ladenschluss zum Lehrhaus zum Nachmittags- und Abendgebet, ehe sie nach Hause gingen. An den langen Sommertagen musste man nach dem Nachmittagsgebet lange warten, bis man das Abendgebet sprechen konnte. Diese freie Zeit nutzten einige zum Studium, andere standen in Grüppchen auf dem Hof beisammen und führten politische Debatten.

Eines Tages traf um diese Tageszeit ein Gast mit einer Tasche in der Hand ein. Er trat zu den Versammelten auf dem Hof, die ihn, wie üblich, mit *Scholem alechem*, Frieden sei mit Euch, begrüßten. Danach zog er einen Block aus der Tasche und wollte den Leuten Schekel für den Zionistenkongress verkaufen. Doch schon hatte jemand Rabbi Naftoli informiert, dass ein nichtswürdiger Zionist ins Allerheiligste eingedrungen sei. Rabbi Naftoli sprang von seinem Sitz auf, kam buchstäblich im Laufschrift angerannt und schrie dabei eins ums andere: „*We is der Meschimmed?!*“ (Wo ist der Ungläubige?!) Bei dem Gast angekommen, der übrigens der religiösen Zionistenbewegung Misrachi angehörte, spuckte er ihm ins Gesicht und forderte die Talmudschüler auf, ihn aus dem Hof zu werfen - vor den Augen nichtjüdischer Passanten.

Rabbi Naftole war verbittert und enttäuscht aus dem Heiligen Land zurückgekehrt. Er, der geglaubt hatte, im Land Israel lebten gesetzestreue Juden, hatte zu seinem Bedauern dort auch andere gesehen. Nach seiner Rückkehr sagte er, er habe im Land Israel „jiddische Gojim“ gefunden. Diese Erkenntnis verstärkte seine negative Einstellung zum Zionismus.

Freitagabends gingen Vater und ich nach dem heimischen Sabbatmahl noch zum Tisch des Rabbis. Manchmal nahmen wir auch am nächsten Abend an der dritten Sabbatmahlzeit teil und blieben bis zur Hawdala, dem Trennsegen am Sabbatausgang.

Zur Hawdala versammelten sich viele Leute. Es war üblich, dass das jeweils jüngste Kind unter den Anwesenden die Hawdala-Kerze hielt. Es hieß, wer die Kerze hoch halte, würde eine großgewachsene Braut bekommen. Einmal fiel mir die Ehre zu, die Kerze zu halten. Man stellte mich auf eine Bank. Ich hielt die Kerze so hoch ich nur irgend konnte und verkündete: „Ich krieg mal eine sooo große Braut!“ Der Rabbi, der offenbar nicht viel Humor besaß, bemerkte: „Bei mir wirst du die Hawdala-Kerze nicht mehr halten.“

Rabbi Naftole besaß eine kleine, leichte Torarolle. Diese hob er nur am Torafreudenfest aus, um dann ekstatisch alle sieben Runden mit ihr zu tanzen, wobei er sie hoch über den Kopf hielt. Das Umtanzen der Bima mit den Torarollen war eine besondere Attraktion, die auch einige höhere Beamte als Zuschauer anlockte.

Bei Rabbi Naftoles Beerdigung war fast die ganze Gemeinde von Jung bis Alt zugegen. Auch viele Nichtjuden drängten sich im Hof des Lehrhauses, als der Leichenzug von dort zum Friedhof aufbrach. Auf seinem Grab und dem Grab seiner Familie errichtete man eine zeltartige Konstruktion und stellte darauf eine Kiste mit einem Schlitz, durch den Besucher ihre *Kwittelach* (Bittzettelchen) einwerfen konnten. Grab und Zelt sind bis heute gut erhalten und noch immer wird sein Grab besucht. Rabbi Naftole war auch bei Nichtjuden geehrt, die ihn als einen heiligen Mann betrachteten. Bei Rabbi Naftoles Beerdigung sah ich meinen Vater bitterlich weinen. Der Heimgang des Rabbis hinterließ eine Lücke im Leben der Gemeinde.

Nach Ablauf eines Jahres bat man seinen Bruder, Rabbi Aaron Teitelbaum, der als Rabbiner des Städtchens Voloba fungierte, die vakante Stelle in Nyírbátor zu übernehmen. Rabbi Aaron glich Rabbi Naftole äußerlich wie ein Zwillingenbruder. Er war ein Freund meines Großvaters, Reb Itze, und seine Tochter Pessil-Leah war eine gute Freundin meiner Mutter. In der Schoa war Pessil-Leah zusammen mit mir im Konzentrationslager Görlitz.

Rabbi Aaron kam mit uns ins Ghetto und von dort nach Auschwitz, von wo er nicht zurückkehrte.

Rabbiner Dr. Abraham Lemberger

Herrn Rabbiner Dr. Abraham Lemberger bin ich nur bei einer Gelegenheit begegnet. Das anregende Gespräch mit ihm versetzte mich geradezu in einen Sinnestaumel. Erst viel später konnte ich ermessen, welch bleibenden, unvergesslichen Eindruck es bei mir hinterlassen hatte, und nun erst vermochte ich auch die außerordentliche Persönlichkeit dieses Rabbiners voll zu würdigen. Dr. Lemberger, ein Mann von kleiner Gestalt, dem der lange weiße Bart besondere Würde verlieh, trug eine erhöhte schwarze Rundkappe und einen schwarzen Gehrock. Er war damals an die achtzig Jahre alt.

Dr. Lemberger war Rabbiner der Status-quo-Gemeinde in Nyírbátor, seit diese im 19. Jahrhundert von Schimon Mendel gegründet worden war. Nach seinem Tod wurde kein Nachfolger mehr bestellt. Die Orthodoxen hielten Distanz von dieser Gemeinde.

Die Geschichte verlief nun folgendermaßen: Als ich eines Tages auf dem Weg zum Cheder, der Talmud-Tora-Schule, die „Schul“ (Synagoge) passierte, an der Rabbiner Lemberger wirkte, trat er ans Synagogentor und winkte mich heran. Nachdem er mich begrüßt hatte, fragte er: „Wie alt bist du?“ „Zwölf Jahre“, antwortete ich. Er war ein wenig enttäuscht, weil er einen weiteren Juden für sein Gebetsquorum brauchte. Da ich noch nicht das erforderliche Alter von dreizehn Jahren erreicht hatte, konnte ich nicht behilflich sein, aber zu meiner großen Freude bat er mich in sein Zimmer, und so durfte ich ein unvergessliches Erlebnis mitnehmen.

Sein Zimmer lag am Vorraum des Bethauses. Er sprach mit mir ein deutsch gefärbtes Jiddisch, bei dem ich mich sehr anstrengen musste, um ihn zu verstehen.

Er fragte mich: „Lernst du Chumasch?“ (Pentateuch). „Gewiss“, erwiderte ich. „Und was bedeutet Chumasch?“ Ich verstummte, weil ich keine Antwort darauf fand. Der *Melamed* (Lehrer) im Cheder verwandte nicht viel Mühe auf die Klärung solcher Fragen. Rabbiner Lemberger erklärte mir höchst geduldig: „Weißt du, was *chamesch* bedeutet? *Chamesch* heißt fünf auf Hebräisch, und davon kommt *chumasch* für das Fünfbuch, die fünf Bücher der Tora.“

An der Wand seines Büros hing ein großes Herzl-Portrait. In meiner Naivität fragte ich den Rabbiner: „Wer ist der bärtige Jude ohne Kopfbedeckung auf dem Bild?“ „Dieser Mann ist Theodor Seew Herzl“, erklärte Rabbiner Lemberger. Darauf zog er, um Herzls Persönlichkeit näher darzustellen, einige Briefe auf Deutsch aus der Schublade, die er aufgrund seiner Korrespondenz mit Herzl erhalten hatte, und las mir einige Zeilen vor. Als ich ihm sagte, dass ich kein Deutsch verstünde, legte er die Briefe weg, erzählte mir statt dessen von den Zionistenkongressen und vermerkte stolz, dass er einmal persönlich an einem teilgenommen habe.

Danach trug er mir sein „Kredo“ vor: „Weißt du, es wird einmal einen Judenstaat geben - mit jüdischen Ministern, jüdischen Soldaten, jüdischen Polizisten und so weiter. Dieser künftige jüdische Staat hat auch eine Hymne.“ Er entnahm der Schublade ein Blatt, auf dem die „Hatikwa“ (Die Hoffnung) abgedruckt war, und lehrte mich dieses Lied, wiederholte es so lange mit mir, bis ich es allein singen konnte.

Ich verließ sein Zimmer wie im Taumel. Auf dem Weg zur Talmud-Tora-Schule rekapitulierte ich alles, was Dr. Lemberger mir gesagt hatte. Als ich das Klassenzimmer betrat, war der Melamed zum Glück noch nicht da. Ich erzählte den Klassenkameraden von meinem Erlebnis mit Rabbiner Lemberger und plapperte seine Worte nach wie ein Papagei: „Wir werden einen Staat haben, jüdische Minister, jüdische Soldaten...“ Dann zog ich das Blatt mit dem Text der "Hatikwa" hervor und brachte den anderen das Lied bei.

Plötzlich erschien der Melamed und hörte uns die zionistische Hymne singen. Das Desaster war so groß, als hätte man, Gott behüte, ein Kreuz im Saal errichtet. Und dieses Unheil hatte kein anderer angezettelt, als der Enkel des Schächters Reb Abraham Elieser - das heißt ich.

Der Melamed fesselte mich ans Fensterbrett und prügelte auf mich ein, bis ich beinahe ohnmächtig wurde. Die Sache kam sowohl Rabbi Naftole, dem Rabbiner der orthodoxen Gemeinde, als auch meinem Großvater zu Ohren. Beide nahmen mich noch mal einzeln vor. So ging es, bis meine Mutter der Prügelei ein Ende setzte und keinen mehr an mich heran ließ. „Mach dir keine Sorgen“, sagte sie zu mir, „wir werden nach Erez Israel kommen.“

Als ich 1948 eingezogen wurde und in Tel Litwinski, dem heutigen Tel Haschomer bei Tel Aviv, zur ärztlichen Tauglichkeitsuntersuchung ging, erinnerte ich mich an Dr. Lemberger und seine damaligen Worte: „Es wird jüdische Soldaten geben...“ Hier war die Erfüllung. Vor Erregung liefen mir die Tränen herunter. Der Arzt fürchtete schon, mir sei nicht gut. Doch ich beruhigte ihn und erzählte ihm von Dr. Lemberger, was ihn derart anrührte, dass er mit weinte.

Die Talmud-Tora-Schule (das Cheder)

Die Talmud-Tora-Schule von Nyírbátor war in der ganzen Umgebung berühmt. Deshalb lernten dort auch Schüler von außerhalb.

Die Schule war wie andere Schulen in Klassen aufgeteilt, die sich über die zwei Stockwerke des Gebäudes verteilten. Die Lehrer kamen aus den nahegelegenen Dörfern nach Nyírbátor. Der Name ihres Herkunftsdorfs wurde ihrem Namen angehängt. Zum Beispiel: Mózes Schwarz aus Vasvár, Mendel Weiss aus Ecsed und Rabbi Meschullam Friedmann aus Megyes. Es gab auch Privatlehrer: Mordechai Wächter und Schlomo Steinberger. Die Kleinsten fingen schon mit vier Jahren an, das hebräische Alphabet zu lernen. Sie wurden von den Melameds Itzkowitz und Mózes Weiss unterrichtet.

Als ich nach Nyírbátor kam, fing ich bei dem Melamed Mózes Weiss an zu lernen. Allerdings konnte ich schon das Gebetbuch lesen, weil Großvater Itzhak (Reb Itze) mir das noch in Majdan beigebracht hatte.

Chumasch (die fünf Bücher Mose) lernte ich bei dem neuen Melamed Reb Moses Schlosser, der kurze Zeit zuvor aus Polen zugezogen war. Er war eine Ausnahmeerscheinung unter den Melameds, denn er trug einen normalen Anzug mit Krawatte und brachte seine Geige ins Cheder mit, um uns die Tora in der traditionellen Rezitationsweise mit Geigenbegleitung beizubringen. Wir mochten seine Lehrweise sehr gern und kamen gut dabei voran, aber die streng orthodoxen Kreise waren alles andere als begeistert. Sie meinten, einen Einbruch der Moderne in die geheiligten Hallen des jüdischen Cheders zu wittern. Aber sie blieben bei dieser Debatte in der Minderheit und Schlosser spielte weiter seine Geige.

Der tägliche Stundenplan war sehr voll. Wir standen im Morgengrauen auf. Um acht Uhr begann die Schule. Nach einer zweistündigen Mittagspause lernten wir bis acht Uhr abends weiter. Im Dunkeln leuchteten wir uns mit einer Laterne, in der eine Kerze brannte, den Weg. Einer der Melameds beruhigte uns mit den Worten: "Wenn euch unterwegs ein Hund anspringt, sagt schnell den Toravers: ‚Aber gegen alle Kinder Israel wird kein Hund seine Zunge spitzen.‘ Dann läuft der Hund auf der Stelle weg."

Donnerstags wurde für das "Verhör", die Prüfung, geprobt, die am Sabbatnachmittag stattfand. Ich musste mich von meinem Vater und auch vom Großvater prüfen lassen. Wenn ich bei einem Vers ins Stocken geriet, bekam ich sofort eine Ohrfeige. Der beängstigendste Wochenabschnitt war „Wajechi“ (Genesis 47,28-50,26). Hier mussten wir die Stellen: „Mir aber, als ich kam von Padan, starb Rachel im Lande Kanaan“ (48,7ff.) und: „Schimeon und Levi, Brüder“ (49,5ff.) mit der passenden Melodie auswendig vortragen.

Das intensive Studium der Bibel und des Talmuds mit seinen scharfsinnigen Debatten haben mich früh geschult und mir viel auf den Lebensweg mitgegeben.

Die Volksschule Israelita Elemi Nép Iskola

In Nyírbátor gab es getrennte Schulen für die einzelnen Glaubensgemeinschaften, darunter auch eine jüdische Schule, sowie eine allgemeine gemischte Schule für alle.

Als ich in die 1. Klasse der jüdischen Schule kam, gab es dort einen Lehrerwechsel. Herr Szilvási Armin beendete in jenem Jahr einen langen Lebensabschnitt und ging in Pension. Er gehörte zu den Gründern dieser Schule und der Status-quo-Gemeinde. Als ich ein Bild von Elieser Ben Jehuda, dem Erneuerer der hebräischen Sprache, sah, erinnerte es mich an Lehrer Szilvási. Die Ähnlichkeit war perfekt. Szilvási übergab das Amt seiner Tochter Marischka (später Marischka Blau).

Die sieben Schulklassen hatten nur vier Lehrer. Deshalb lernten je zwei Klassen in einem Zimmer. Lehrerin Marischka unterrichtete die erste Klasse, Frau Iduschka (später Iduschka Leibowitz) die Klassen 2 und 3, Herr Tihani die Klassen 4 und 5, und die beiden obersten Klassen, 6 und 7, übernahm der Schuldirektor, Herr Gondos, der vorher Gottlieb geheißen hatte. Die 7. Klasse war erst in jenem Jahr dazugekommen.

In meiner Schulzeit hat es zwei denkwürdige Zwischenfälle gegeben. Der erste ereignete sich bei der Lehrerin Iduschka in der 4. Klasse. Ich hatte sie geärgert. Den Grund weiß ich nicht mehr, aber an die Schläge erinnere ich mich umso deutlicher. Sie packte mich hart an und hieb mit dem Lineal hysterisch auf meine Fingerkuppen ein. Vor Schmerz nun meinerseits hysterisch und in dem Bemühen, mich aus ihrem Griff zu befreien, trat ich ihr in den Bauch und sprang aus dem Fenster. Den Rest überließ ich meiner Mutter.

Der zweite Zwischenfall passierte bei Lehrer Tihani in der 5. Klasse. Wir kamen einfach nicht miteinander aus. Tihani war ein begabter Maler und äußerst penibel. Wir mussten seine Zeichnungen von der schwarzen Wandtafel haargenau abmalen, ohne jegliche Zusätze. Einmal zeichnete er Weinblätter, die wir kopieren sollten. Aus eigenem Antrieb fügte ich alle möglichen Details an, um das Bild wahrheitsgetreuer zu machen. Tihani schritt die Reihen ab, blieb bei mir stehen, blickte auf mein Werk, nahm mein Zeichenblatt, riss es in Fetzen und forderte mich auf, von vorn zu beginnen. Starrköpfig zeichnete ich wieder genau das gleiche Bild. So ging der Krieg zwischen uns weiter: Ich zeichnete, er zerriss. Wer zum Schluss siegte? Natürlich Tihani. Er wollte mich nicht in die 6. Klasse versetzen. Deshalb ging ich fortan in die allgemeine Schule, an der ich zu den wenigen jüdischen Schülern zählte.

Der Schuldirektor, Herr Gondos, der ursprünglich Gottlieb geheißen, dann aber den typisch ungarischen Namen Gondos angenommen hatte, demonstrierte bei jeder Gelegenheit ungarischen Patriotismus. Auf seine Anweisung mussten wir jeden Morgen in allen Klassen die ungarische Nationalhymne singen. An den ungarischen Nationalfeiertagen ließ er alle Schüler im Schulhof antreten und erzählte uns allerlei Wundergeschichten aus seiner Dienstzeit bei der ungarischen Kriegsmarine unter dem Befehl des großen Seehelden Konteradmiral Miklós Horthy im Ersten Weltkrieg.

Als ich aus den Lagern nach Nyírbátor zurückkam, hörte ich, dass einige Juden, die vor mir aus der Haft zurückgekehrt waren, das Kommando der Roten Armee in Nyírbátor um Hilfe ersucht hatten, Gondos in die Stadt zurückzuholen. Gondos hielt sich in Debrecen versteckt und hatte Angst heimzukehren. Wie sich herausstellte, war Gondos Kapo in einem Konzentrationslager gewesen und hatte dort den jüdischen Häftlingen grausam mitgespielt, sogar den Angehörigen seiner eigenen Gemeinde. Ein Offizier der Roten Armee kontaktierte das russische Militärkommando in Debrecen. Den dortigen Stellen gelang es, den Mann zu verhaften und in die Nyírbátorer Haftanstalt zu bringen. Seine ehemaligen Schüler suchten ihn dort auf und spuckten ihm durch die schmale Luke ins Gesicht. Wie ich hörte, sind ein paar Juden auch in seine Zelle eingedrungen und haben ihm eine ordentliche Tracht Prügel verabreicht.

Gondos wurde nach Budapest gebracht und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach seiner Freilassung trat er in die Kommunistische Partei ein.

Meine Jugendzeit

Am ersten Sabbat nach meinem dreizehnten Geburtstag wurde ich zur Tora aufgerufen und die Gemeinde wurde zum Kiddusch eingeladen. Das war meine Bar Mizwa Feier. Da es ganz ohne aber auch nicht geht, kamen meine Onkel mütterlicherseits, Shlomo und Jakob, zu diesem Anlass auf Besuch und schenkten mir Uhren. Onkel Jakob aus Munkács, den ich nun zum erstenmal sah, hatte mir eine Taschenuhr mitgebracht, Onkel Shlomo aus Debrecen eine Armbanduhr. Der Wert dieser Geschenke war seinerzeit unermesslich. Ich hätte vor Begeisterung am liebsten aller Welt gezeigt, dass ich nicht nur eine Uhr besaß, sondern sogar zwei.

Als Vater von einer Geschäftsreise zurückkehrte, rannte ich ihm freudig entgegen, um ihm die Uhren zu zeigen, die ich bekommen hatte. Vater sagte darauf: „Diese Uhren sind sehr hochwertig und ein Luxus für dich. Wir sind zur Zeit sehr knapp bei Kasse und sollten sie daher verkaufen.“ Mutter war dagegen und forderte ihn auf, mir die Uhren wiederzugeben, aber Vater verkaufte sie trotzdem. Ich war erbittert darüber, konnte ihm die Sache nicht verzeihen und nahm mir vor, eines Tages eine neue Uhr zu erwerben, die mir kein Mensch wieder wegnehmen würde.

Im selben Jahr musste ich die Schule verlassen. Vater wurde zum Arbeitsdienst (Munka-Szolgálat) eingezogen - an Stelle des Militärdienstes, zu dem Juden bei den Antisemiten nicht zugelassen waren - und ich musste daher zum Unterhalt der Familie beitragen. Meine Mutter wollte aus zwei Gründen, dass ich ein Handwerk erlernte: Wenn ich einmal nach Israel ginge, wäre es gut, einen praktischen Beruf zu haben, und bis dahin könnte ich der Familie finanziellen Nutzen bringen. Sie meinte, das Glaserhandwerk ließe sich relativ schnell erlernen. Deshalb wandte sie sich an Reb Doved Österreicher, der als Glaser und Rahmenbauer einen guten Ruf genoss, und bat ihn, mich als Lehrling anzunehmen. Nach seiner Zustimmung wurde ein Vertrag unterzeichnet. Reb Doved Österreicher, ein großer Mann mit langem rotem Bart, gehörte zu den orthodoxen Juden Nyírbátors, trug eine hohe Rundkappe zum Gehrock und galt als erstklassiger Handwerker und Toragelehrter.

Als Lehrling musste ich sonntags Österreichers Frau bei der Hausarbeit helfen: Feuerholz hacken, Böden putzen... Diese Arbeit gefiel mir gar nicht, und ich kam auch nicht mit seiner Frau zurecht. Sie behandelte mich wie einen Diensthilfen, und ich konnte diese Erniedrigung nicht ertragen. Daher beschloss ich, der Sache ein Ende zu machen, und weigerte mich, bei ihm zu Hause zu erscheinen. Ich sagte zu seiner Frau, sie solle eine *Schickse* (Nichtjüdin) als Dienstmädchen einstellen, und drohte, ihr beschämendes Verhalten mir gegenüber in der Gemeinde publik zu machen. Anscheinend nützte das, denn fortan brauchte ich nicht mehr im Österreichischen Haus zu arbeiten.

Beim Antritt der Lehrstelle hatten Mutter und Reb Doved vereinbart, dass ich am letzten Freitag des Monats einen Vorschuss erhalten sollte. Als der Zahltag kam, war ich ganz stolz und aufgeregt, dass ich zum erstenmal selbst verdientes Geld nach Hause bringen würde. An dem betreffenden Freitag war ich sehr fleißig, beendete alle mir aufgetragenen Arbeiten, putzte Laden und Bürgersteig und wartete ungeduldig auf den Zahltermin. Einige Minuten vor zwei Uhr stellte ich mich vor die Kasse, hinter der Reb Doved saß. Er fragte mich: „Worauf wartest du?“ (Meist sprachen wir Jiddisch.) Ich sagte ihm, ich warte auf Geld. Er schrie mich an: „Von was für Geld redst du denn?! Ich habe nichts!“ Ich zuckte zusammen wie ein verwundetes Tier und handelte impulsiv - schnappte ein Gewicht vom Tisch und schleuderte es mit aller Kraft auf das Regal, in dem ein teures Porzellanservice ausgestellt stand. Fast alles ging zu Bruch. Ich hatte erheblichen Schaden angerichtet und flüchtete sofort nach draußen.

Vor Angst und Schmach, ohne Geld nach Hause zu kommen, streunte ich in der Stadt herum. Schließlich kam ich mit roten Augen heim, nachdem die Sabbatkerzen schon

angezündet waren. Mutter beruhigte mich wie üblich, zeigte mir, dass alles für den Sabbat vorbereitet war und wir gewiss nicht verhungern würden. Sie versprach mir, die Sache am Sonntag zu regeln. Am Sonntag sah ich Herrn Österreicher bei uns zu Hause sitzen und mit Mutter sprechen. Er hatte das Geld mitgebracht, das er mir hätte zahlen müssen. Ich platzte dazwischen und bat Mutter, nicht mit ihm zu reden, da ich nicht vorhätte, weiter bei ihm zu arbeiten. Aber Mutter hatte ihre Wege. Sie schaffte es, sowohl Reb Doved als auch mich zu überreden

Als ich bei Reb Doved Österreicher zu arbeiten anfang, fragte er mich nach meinem Namen. Ich antwortete ihm, ich hieße Schljajme. Er gab mir stattdessen den Namen Samu, der sich ungarischer anhörte. Natürlich wehrte ich mich gegen den neuen Namen. Jedesmal, wenn er Samu rief, stellte ich mich taub. Eines Tages erschien eine Baronin in Begleitung mehrerer Dienstmädchen im Laden. Vor der Tür wartete ein Vierspänner. Die Baronin hatte ein großes Gobelinbild zum Rahmen mitgebracht. Ein Gobelinbild zu rahmen, war eine knifflige Aufgabe. Man musste darauf achten, dass die Linien in alle Richtungen gerade verliefen. Ich hatte mich auf diese Arbeit spezialisiert. Deshalb sollte ich mir nach Reb Doveds Wunsch das Bild ansehen und ihm einen Rahmen anpassen. Ich hörte Reb Doved „Samu! Samu!“ rufen, stellte mich aber wie immer taub. Als er merkte, dass ich nicht reagierte, hörte ich ihn plötzlich meinen richtigen Namen, Schljajme, rufen. Daraufhin eilte ich herbei. Bei ihm angenommen, nahm ich allen Mut zusammen und fragte ihn in meinem holprigen Ungarisch vor der erlauchten Dame: „Reb Duved, wenn Sie sich Ihres Bartes nicht schämen, warum sollte ich mich dann meines Namens schämen? Sobald Sie bereit sind, Ihren Bart abzunehmen, bin ich auch bereit, Samu statt Schljajme zu heißen.“ Von da an nannte er mich stets bei meinem richtigen Namen. (Das ist auch der Grund, warum ich meinen Erinnerungen den Titel „Schljajme“ gegeben habe.)

Reb Duved, seine Frau und seine Tochter sind leider in Auschwitz umgekommen.

Mit dem Lohn, den ich bei Österreicher erhielt, konnte ich nicht viel zur Ernährung der Familie beitragen. Deshalb musste ich mir weitere Einnahmequellen suchen. Abends half ich meiner Mutter beim Sieden von Wäscheseife, die sie an Bauern verkaufte. Außerdem mästeten wir Gänse. Die Lebern verkaufte Mutter an Budapester Händler, das Fleisch behielten wir gratis.

In den Abendstunden fand ich Arbeit bei Schlosser Klein. Ich beschlug Schuhe mit Eisen und lernte auch ein paar elementare Schlosserarbeiten wie blechnern und Wasserpumpen reparieren. Als ich Pumpen reparieren konnte, bekam ich manchmal auch Privataufträge.

Meine anstrengendste Arbeit war die Wartung der Mikwe. Vater hatte mich gebeten, diese Aufgabe für ihn zu übernehmen und ihm so die Stelle zu erhalten, bis er aus dem Arbeitsdienst zurückkehren würde.

Ich stand bei Tagesanbruch auf, um die Mikwe für die Gemeindeglieder herzurichten, die in aller Frühe kamen, um vor dem Morgengottesdienst ins Tauchbad zu gehen. Ich musste den Ankleideraum und die Badezellen putzen, rund sechzig Holzschmel scheuern und abspülen, das Wasser im Tauchbad erwärmen, den Boiler für die Wannebäder anheizen, die Abwasserpumpen in Betrieb setzen und den Wasserbehälter auf dem Dach auffüllen, aus dem das Wasser in die Wannens floss. Die schwierigste Aufgabe war das Anheizen und Reinigen des Ofens, der mitten im Tauchbad stand. Dazu musste ich, mit einem Korb Feuerholz in den Händen, über einen schmalen Holzsteg balancieren wie ein Zirkusartist, und dann den Ofen erst mal von Asche und Ruß reinigen.

Ich richtete mir ein Friseurckchen ein und schnitt den Badegästen am Freitag die Haare, was ich bald recht gut konnte. Das war ein ansehnliches Einkommen für mich.

Mein Großvater, Reb Abraham Elieser (Reb Awrum-Leser)

Mein Großvater väterlicherseits wurde 1878 in Polen geboren. Früh verwaist, lebte er in Ungarn, wo er verschiedene Talmudschulen besuchte und die Zulassung als Schächter erhielt.

Er heiratete Scheindel, geborene Stern, aus dem Städtchen Stropkof in der Slowakei. Ihnen wurden zahlreiche Kinder geboren, von denen sechs am Leben blieben: Dov-Berisch, Mózes, Zwi-Herschel, Sara-Gittel, Levy, Seew-Walwisch.

Soviel ich weiß, hatte mein Großvater einen Bruder namens Chaim, der in Polen lebte, und eine Schwester, deren Namen ich nicht kenne. Mein Großvater wirkte älter als er war. Er ging etwas gebeugt, hatte einen grauen Bart und war nachlässig gekleidet. Nur an Sabbat- und Feiertagen trug er gute Kleidung und einen Streimel auf dem Kopf.

Sein Werktagskaftan glänzte immer vor Fett, weil er sich Fleischreste vom Schlachten unverpackt in die Taschen stopfte - für seine vielen Katzen.

Er war ein bescheidener Mann, der nicht den ihm gebührenden Ehrenplatz an der Ostwand des Lehrhauses einnehmen wollte, obwohl die Gemeindeführer ihm dies immer wieder antrugen. Er zog es vor, unter den einfachen Leuten nahe der Tür zu beten. Mein Großvater war als Toragelehrter bekannt und viele wollten an seinen Lehrstunden teilnehmen. Obwohl er über fünfzig Jahre in Ungarn lebte, sprach er kein Ungarisch, sondern nur Jiddisch. Bei allen Behördenangelegenheiten nahm er meine Mutter als Dolmetscherin mit. Er war ein treuer Freund von Rabbi Naftali Teitelbaum (Reb Naftole).

Großmutter Scheindel konnte weder lesen noch schreiben, ja nicht einmal das Gebetbuch lesen. Meine Mutter saß in der Synagoge neben ihr und betete mit ihr zusammen. An Sabbatnachmittagen setzte sie sich zu meinem Großvater, der ihr auf Jiddisch den Wochenabschnitt vorlas.

Nach seiner Hochzeit wirkte mein Großvater als Schächter in dem ungarischen Städtchen Nyírgyulaj. Hier wurde mein Vater geboren. Später übersiedelte er mit seiner Familie nach Nyírbátor und wurde Schächter der dortigen Gemeinde. Dort blieb er bis an sein Lebensende.

Wegen eines Arbeitsunfalls, bei dem er mehrere Finger seiner rechten Hand verlor, musste er den Schächterberuf aufgeben und wurde Vorbeter im Lehrhaus und Entscheidungsinstanz in Kaschrutfragen.

Seine Hauptaufgabe bestand darin, die Speiseröhren von Mastgänsen zu untersuchen. Er richtete sich in einem festen Eckchen des *Palisch*, dem Studienzimmer im Lehrhaus, ein und die Leute brachten ihm die gleich nach dem Schächten herausgezogenen Speiseröhren. Nach der *Halacha*, dem jüdischen Religionsgesetz, muss die Speiseröhre auf Narben untersucht werden. Fand Großvater eine Narbe, kratzte er sie mit dem Fingernagel völlig weg. Entstand dabei ein Loch, war die Gans rituell unrein und durfte nicht von Juden verzehrt werden.

In Nyírbátor gab es einen weiteren Schächter namens Reb Esra Finkelstein. Zwischen den beiden Schächtern, das heißt zwischen Reb Esra und meinem Großvater bestand eine uralte Fehde. Nicht einmal am Versöhnungstag vergaben sie einander. Der Grund des Streites ist mir unklar. Aber ich durfte mit Reb Esras Enkel Gedalja, der mit mir in die Schule ging, nicht sprechen.

Großvaters Haus war ein Eckhaus mit vielen Zimmern, in dem er die meiste Zeit nur mit Großmutter lebte. Die gute Stube war möbliert und sauber, aber es durfte keiner hinein. Im Winter wohnten sie in der Diele und zündeten nur dort einen kleinen Ofen an. Sie lebten äußerst sparsam. Nicht, dass sie sich kein besseres Leben hätten leisten können - sie waren einfach von Natur aus geizig. Am anderen Ende des Hauses lag eine zweite Küche, eine Stufe tiefer. An beiden Wänden liefen Geschirrbretter entlang, auf der einen Seite mit

Kupfer- und Messingsachen, auf der anderen mit schweren Eisentöpfen. Großmutter saß oft auf der Küchenstufe und putzte diese Sachen, obgleich sie sie niemals benutzte.

Zum Haus gehörte ein Garten, den ich im Frühjahr bearbeiten musste. Meist säte ich Mais. Dafür bekam ich ein paar Groschen, die nicht mal für Bonbons reichten. Darüber ärgerte ich mich, weil mein Großvater Woche für Woche viele Münzen in die Spendendose für Rabbi Meir Baal Haness (Rabbi Meir den Wundertäter) steckte. Ich hielt mich für wichtiger als Rabbi Meir, zumal ich für das Geld schwer gearbeitet hatte, und beschloss, meinen Lohn aufzustocken. Ich steckte ein Messer in den Schlitz der Dose und schon purzelten die Münzen heraus. Ich hoffe, Rabbi Meir hat mir vergeben.

Als ich eines Freitags in der Mikwe arbeitete, rief mich mein Großvater zu sich und erzählte mir von einer geplatzten Vene an seinem Bein. Ich war bass erstaunt. Mein Großvater redete sonst nie mit mir über seine Probleme oder über andere aktuelle Dinge. Dieses Gespräch war eines unter Erwachsenen.

Nach dem Sabbatmittagessen gingen mein Vater und ich zu Großvater. Er war niedergeschlagen, wandte uns den Blick zu und sagte: „Wenn ich den nächsten Dienstag überstehe, ist alles in Ordnung.“ Im Nachhinein fand ich heraus, dass der betreffende Dienstag der erste Tag des jüdischen Monats Nissan war. An diesem Tag war sein Vater geboren und gestorben und auch er selbst war an einem 1. Nissan geboren.

Am Dienstag wurde ich dringend aus Österreichers Laden in Großvaters Haus gerufen. Ich fand ihn im Bett, umringt von vielen Menschen, darunter einige seiner Söhne. Als ich zu ihm trat, war er mitten beim Beichtgebet. Er nahm meine Hand und sagte: „Du bist der älteste Enkel, ich möchte dich segnen.“ Ich beugte mich zu ihm nieder, er legte mir die Hand auf den Kopf und segnete mich. Dann bat er seinen ältesten Sohn, Dov-Berisch, nach seinem Tod das Testament aus der Schublade zu nehmen und es noch vor der Beerdigung den Familienangehörigen zu verlesen. Kurz danach hauchte er seine Seele aus. Das Testament wurde von Melamed Shlomo Steinberger verlesen.

Ich kann mich noch an einige Bestimmungen des Testaments erinnern. Es begann mit Anweisungen über die Verteilung des Nachlasses: Die Gebetsriemen nach den Vorschriften Raschis sollte der älteste Sohn, Dov-Berisch, bekommen, die Gebetsriemen nach den Vorschriften von Rabbenu Tam der Sohn Mózes. Der ganze übrige Besitz sollte erst nach dem Tod seiner Frau verteilt werden. Im weiteren Verlauf des Testaments forderte er, die künftigen Frauen seiner Söhne müssten kahlgeschoren sein. Die Grabinschrift war vorgegeben. Die Buchstaben sollten schwarz, nicht golden sein. Das war typisch für seine Bescheidenheit. Die Männer, die seinen Sarg zum Friedhof trugen, sollten vorher in der Mikwe untertauchen. Während der Trauerzug den christlichen Friedhof (der an den jüdischen angrenzte) passierte, sollten die Begleiter den Sarg vor den Augen der Gojim verbergen. Falls Reb Esra (sein Erzfeind) vor ihm stürbe, wolle er nicht neben ihm begraben werden.

Reb Esra verschied später, als sich wohl niemand mehr an Großvaters Testament erinnerte. Als ich sein Grab 1965 besuchte, fand ich die Gräber von Reb Esra und dessen Frau seinem direkt gegenüber.

Mein Großvater verstarb im Alter von fünfundsechzig Jahren.
Sein Andenken sei gesegnet.

Mutter

Meine Mutter, Anna Silber, wurde am 15. Dezember 1898 in Majdan in Karpathorussland geboren.

Am 2. August 1925 heiratete sie in der ungarischen Stadt Sátoraljaújhely ihren fünf Jahre jüngeren Verlobten Mózes Gráber.

Sie war eine große, schlanke Frau mit blauen Augen. Nach orthodoxer Sitte trug sie ständig ein Kopftuch, an Sabbat- und Feiertagen eine wohlfrisierte Perücke.

Während des Ersten Weltkriegs lebte sie in Majdan. Mit 17 Jahren verlor sie ihre Mutter durch das erwähnte Zugunglück. Daher fiel die Last der Haushaltsführung auf ihre Schultern.

Als sie nach Nyírbátor übersiedelte, hatte sie wegen der unterschiedlichen Mentalität zunächst Verständigungs- und Eingewöhnungsschwierigkeiten. Ihr Jiddisch unterschied sich von dem, das in Ungarn gesprochen wurde. Nur wenige verstanden ihren galizischen Tonfall. Aber sie akklimatisierte sich schnell.

Mutter sprach unter anderem: Russisch, Ukrainisch, Jiddisch, Deutsch, Tschechisch und Ungarisch. Gelegentlich bat man sie, übersetzen zu helfen. In Nyírbátor wohnten ein paar bulgarische Gärtner, die Grüngärten angelegt hatten und darin andere als die örtlichen Gemüsesorten zogen. Donnerstags verkauften sie ihre Produkte auf dem Markt. Da sie kein Ungarisch verstanden, freuten sie sich sehr, wenn Mutter auftauchte und ihnen beim Dolmetschen half. Als Gegenleistung füllten sie ihr ihren Gemüsekorb gratis.

Ähnlich ihrem Vater war Mutter mit künstlerischen Gaben gesegnet. Einige ihrer Handarbeiten schmückten unser Haus. Im Schlafzimmer hing ein gerahmtes Bild: Auf schwarz gelacktes Glas hatte sie zwei Tauben auf einem Zweig gemalt und die Umrisse mit glänzenden Schokoladenpapierchen in passenden Farben ausgefüllt. In Blumentöpfen prangten Kunstblumen von ihrer Hand. Stickbilder an den Wänden trugen jeweils einen anderen Spruch in tschechischer Sprache. Ich habe noch einige dieser Sprichwörter in Erinnerung: ROKA RUKU MIJE (Eine Hand wäscht die andere), KOMU SE NELENÍ, TOMU SE ZELENÍ (Faulheit macht dein Feld nicht grün).

Für das Laubhüttenfest bastelte sie bunte Papiersterne als Wandschmuck für die Laubhütte, und an deren Decke hängte sie Vögel aus Eierschalen mit Flügeln und Schwänzen aus farbenfrohen Buntpapierstreifen.

Einmal musste ich mehrere Tage die Schule versäumen, weil ich krank war. Mutter schrieb dem Melamed eine Entschuldigung auf Jiddisch, während Frauen in Ungarn sonst fast nie Jiddisch schrieben. Der Melamed fragte mich: „Wer hat diesen Brief geschrieben?“ Ich antwortete, dass Mutter es getan habe. Darauf riss er die Entschuldigung wütend in Fetzen und schrie mich an: „Wie kann eine Frau es wagen, einem Melamed zu schreiben!“

Ein andermal brach im Bankgebäude von Nyírbátor Feuer aus. Die Schieferplatten, mit denen das Dach gedeckt war, flogen wie Feuerwerk in alle Richtungen. Ich war damals knapp sechs Jahre alt. Mutter rannte entsetzt zur Talmud-Tora-Schule, hüllte mich in eine mitgebrachte Decke und nahm mich auf den Arm. Unter großer Gefahr rannte sie zwischen den glühenden Schindeln hindurch. Dieses Bild hat sich mir tief eingeprägt. Ich werde es nie vergessen.

Als erregendes Erlebnis sind mir auch die winterlichen Dämmerstunden vor Sabbatausgang im Gedächtnis geblieben. Mutter saß dann mit uns auf dem Bett, das in der Küche stand. Um uns die Furcht vor der Dunkelheit zu nehmen, erzählte sie uns auf Jiddisch Märchen und Legenden oder Begebenheiten aus ihrer eigenen Kindheit und sang uns jiddische Lieder, wie „Margeriten“, „Im Tempel“ oder „In dem Ofen brennt ein Feuer“. Wir liebten diese gemütlichen Stunden und waren traurig, wenn sie vorüber waren. Vor dem Trennsegen sprach sie ein Gebet, das Frauen am Ausgang des Sabbats auf Jiddisch zu sagen pflegten. Darin bat sie den

Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, behüt dein liebes Volk Israel von bösen in deinem Lob als der Lieber Heiliger Sabbat zu Ende ging, vor allem Übel zu schützen, und allen eine gute Woche, einen guten Monat und ein gutes Jahr in treuem Glauben zu beschenken.

Obwohl Mutter eine religiöse Frau war, setzte sie der religiösen Observanz gewisse Grenzen und ließ sich von anderen nichts vorschreiben. Mein Großvater, Reb Abraham Elieser, versuchte manchmal, sich in unsere Erziehung einzumischen und mehr „Jiddischkeit“ einzufordern. Aber in diesen Dingen wahrte Mutter ihre Unabhängigkeit. Ihre Regeln bestimmten zum Beispiel: Schläfenlocken nicht länger als bis zu den Ohrläppchen. Normale Kleidung statt orthodox-jüdischer Aufmachung.

Auch in Bezug auf die Lektüre von Büchern ließ Mutter sich keine Vorschriften machen. Sie las die Bücher von Schalom Asch, dessen Werke in orthodoxen Kreisen verboten, verpönt und geächtet waren, ja sogar sein Buch *Der Nazarener*. Meist ließ ich die Bücher für sie in der Bibliothek aus.

Sie war bestrebt, uns Allgemeinwissen und eine Berufsausbildung zu verschaffen, damit wir für die Einwanderung in Israel gerüstet wären.

Als "jiddische Mamma" sorgte sie dafür, dass wir ja nicht mager blieben. Sie päppelte uns mit Spinat, Lebertran und so weiter. Besondere Sorgen machte ihr, dass ich noch keinen Bartwuchs hatte. Sie wollte mich schnell erwachsen werden sehen.

All ihr Hoffen und Streben richtete sich darauf, eine große, weitverzweigte Familie erstehen zu sehen und sich in Erez Israel an ihren Enkeln zu freuen. Die Nazis und ihre Helfershelfer verhinderten, dass ihre Träume wahr wurden.

Was ich dir heute noch sagen möchte...

Mutter! Zu meinem Leidwesen hast du kein Grab mit Grabstein, das ich aufsuchen könnte. Es bedrückt mich bis heute, dass ihr damals bei der Selektion in Auschwitz in dem großen Durcheinander von mir getrennt wurdet, mir fortgerissen wurdet, ohne dass ich auch nur ein Wort des Abschieds hätte sagen können. Ich sehe immer noch dich und die Kinder, die sich an dich klammerten, in der Angst, dich im Gewimmel zu verlieren. Ihr entfernet euch und ich blickte euch nach, bis ihr der Sicht entschwandet. Damals wusste ich nicht, dass es euer letzter Weg sein sollte.

Mutter! Leider konnte ich dir keine Trauerrede halten und dir meine Liebe nicht ausdrücken. Ich habe dich über alles geliebt. Du warst für mich die jiddische Mamma und mehr als das. Ich würde bereitwillig mehrere Jahre meines Lebens dafür hingeben, dich auch nur einen Augenblick sehen zu dürfen.

Ich erschauere, wann immer ich an euren letzten Weg und die Hiobsqualen denke, die ihr bei eurem Eintreten in die Gaskammern durchgemacht habt.

Wenn ich das Lied „A jiddische Mamma“ höre, scheint es mir für dich geschrieben zu sein. Ich bekomme eine Gänsehaut und möchte weinen.

Könnte ich an deinem Grab stehen, würde ich dir das Lied singen, das wir an Sabbatabenden zusammen gesungen haben und das so sehr deinem Charakter entspricht:

*Wer findet wohl eine tüchtige Frau? Ihr Preis ist höher als Perlen.
Sie erweist ihm Gutes und nie Schlechtes, alle Tage ihres Lebens.
Würde und Glanz sind ihr Gewand, lächelnd gedenkt sie der späteren Tage.
Ihren Mund öffnet sie mit Weisheit, ihre Zunge führt gütige Lehre.
Viele tüchtige Frauen gibt es, doch du übertriffst sie alle.*

Vater

Mein Vater, Gráber Mózes, wurde am 17. Dezember 1903 in dem ungarischen Städtchen Nyírgyulaj geboren und wuchs in Nyírbátor auf.

In meiner Kindheit hatte ich kein besonders gutes Verhältnis zu meinem Vater. Das wandelte sich, als die Verfolgungen begannen und das Schicksal uns zur Zusammenarbeit zwang. Dadurch kamen wir einander näher. Wir verstanden uns und hielten die guten Beziehungen auch in den Konzentrationslagern aufrecht. Dort waren wir aufeinander angewiesen und die gegenseitige Fürsorge war der Hauptgrund für unser Überleben.

Aus meiner Kindheit habe ich meinen Vater als sehr pedantisch in Erinnerung. Als dominanter, flinker und fleißiger Typ konnte er Faulpelze nicht ausstehen. In seiner Jugend hielt er es weniger streng mit den religiösen Geboten. Trotz Leid und Verfolgung war er immer heiter und guter Laune. Seine kleine Statur verursachte ihm keine besonderen Minderwertigkeitskomplexe. Ganz im Gegenteil fand er schnell Anklang bei seinen Mitmenschen. Mit seinen funkelnden schwarzen Augen und dem gepflegten schwarzen Bart war er eine eindrucksvolle Erscheinung. Meist trug er modische Anzüge. Zu den Hemden legte er einen harten Kragen an und band eine passende Krawatte um. Ehe er am Sabbatabend in die Synagoge ging, zupfte er sich vor dem Spiegel mit der Pinzette überflüssige Härchen aus dem Gesicht. Seine Schuhe glänzten spiegelblank. Mutter nahm immer die letzte Musterung vor.

Seine Freunde waren meist jünger als er. An Wochenenden spielten sie bei uns daheim Rommé. Dieses Kartenspiel interessierte mich sehr und ich bat Vater, es mir beizubringen. Seine Antwort lautete: Du bist zu dumm dafür, es hat keinen Sinn, es dir zu erklären. Außerdem merk dir, dass jede Beschäftigung außer Psalmen beten Zeitvergeudung ist. (Aus irgendeinem Grund standen Psalmen bei ihm immer an oberster Stelle, weshalb er mich ständig aufforderte, Psalmen zu beten.) Da ich nach seiner Ansicht für Rommé unbegabt war, wollte ich unbedingt Schach spielen lernen. Ich ging in den Schachklub, wo die Spieler natürlich mehrheitlich Juden waren. Ich sah stundenlang vielen Spielen zu, bis ich die Regeln so weit verstand, dass ich selbst mitmachen konnte. Bei passender Gelegenheit fragte ich meinen Vater: Bist du bereit, mit mir Schach zu spielen? Seine Antwort lautete: *Das spielen nar Gojim* (Das spielen nur Gojim).

Vater war ein introvertierter Typ. Nie erzählte er etwas aus seiner Kindheit. Er interessierte sich nicht dafür, was ich in der Schule lernte. Kindererziehung war Mutters Domäne.

Sehr wohl interessierte er sich aber für mein Fortkommen in der Talmud-Tora-Schule. Am Sabbat fragte er mich den jeweiligen Wochenabschnitt oder ein talmudisches Problem ab. Damit nicht genug, musste ich mich auch noch von Großvater prüfen lassen.

Von zehn Maß Unbill steckte Vater neun ein. Alles begann mit einer törichten, unheilvollen Entscheidung meines Großvaters. Als die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie nach dem Ersten Weltkrieg zerfiel, sollten deren Einwohner sich die ihnen genehme Staatsbürgerschaft aussuchen. Mein Großvater beantragte die ungarische Staatsbürgerschaft für sich, seine Frau und seinen ältesten Sohn Berisch. Die beiden minderjährigen Söhne Mózes und Zwi-Herschel schloss er nicht in das Einbürgerungsgesuch ein. Infolgedessen entstand eine kafkaeske Situation: Mein in Polen geborener Großvater wurde ungarischer Staatsbürger, während seine Söhne Mózes und Zwi-Herschel, die in Ungarn geboren waren, polnische Staatsbürger wurden - zumindest nach Auslegung der ungarischen Behörden.

Als 1939 das erste Judengesetz erlassen wurde, waren davon als erstes die Juden mit fremder Staatsbürgerschaft betroffen oder, nach amtlicher Definition, „Staatenlose“. Nach diesem Gesetz verlor Vater den Gewerbeschein. Er musste sein Uhrengeschäft schließen, das

er zusammen mit Mózes Fetmann geführt hatte, eröffnete ein neues in Partnerschaft mit einem Nichtjuden namens Szekeres und musste auch dieses aufgeben.

Vater war sich für keine Arbeit zu schade, sondern nahm bereitwillig jede an, um seine Familie zu ernähren. Zuerst machte er bei dem Großhändler Lefkowitz, dem Gemeindevorsteher der orthodoxen Gemeinde, Waren versandfertig. Danach arbeitete er bei seinem Freund Kellner in dessen Bekleidungsgeschäft.

Die ungarischen Gendarmen machten Vater das Leben schwer. Er musste untertauchen, denn das Gesetz bestimmte, dass die Familie zusammen mit ihrem Oberhaupt auszuweisen war. Deshalb bestand gegen Vater ständig Suchbefehl. Seinerzeit verbrachte Vater die meiste Zeit im Zug zwischen Nyírbátor und Budapest. Mutter machte täglich die Runde bei den jüdischen Kaufleuten von Nyírbátor und erhielt Einkaufsbestellungen für Budapest. Am Bahnhof nahm sie die Pakete für die betreffenden Kaufleute entgegen und übergab Vater die neuen Bestellungen. Die Eisenbahnschaffner waren größtenteils bestochen und hielten Ausschau. Wenn Gendarmen sich dem Zug näherten, versteckten sie Vater. Die Gendarmen kamen fast jede Nacht bei uns ins Haus, um ihn zu suchen, und lauerten ihm auch am Lehrhaus auf. Gelang es Vater einmal, sich für den Sabbat ins Haus zu schleichen, waren die Jeschiwaschüler alarmbereit, ihn bei Gefahr zu retten. Zum Schluss konnte er in Budapest für viel Geld eine Aufenthaltsgenehmigung erwirken.

Nun fand Vater eine neue Arbeit in der Gerberei des lahmen Weiss. Das war die schwerste Arbeit seines Lebens, die er nicht lange durchhielt. Danach erwarb er ein Fahrrad und verkaufte Kurzwaren in den umliegenden Dörfern. Da dabei nicht viel Geld herausprang, suchte er sich eine neue Aufgabe und wurde von der orthodoxen Gemeinde zur Wartung ihrer Mikwe eingestellt. Diese Arbeit hatten bis dahin nur Nichtjuden verrichtet. Als Vater zum Arbeitsdienst eingezogen wurde, übernahm ich, wie gesagt, diesen Posten. Nach seiner Dienstentlassung setzte er diese Arbeit bis zu seiner Deportation nach Auschwitz fort.

Auch sein Bruder Zwi-Herschel wurde ständig gesucht. Er hatte sich fiktiv scheiden lassen, um seine Familie vor dem Ausweisungsbefehl zu retten. Vorsichtshalber nahm die Familie daraufhin den Geburtsnamen seiner Frau Hanna an und hieß fortan Kohel. Herschel wanderte von einer Jeschiwa zur anderen, wurde aber schließlich von Gendarmen aufgegriffen und an die polnische Grenze gebracht, um dort des Landes verwiesen zu werden. Da die Polen seine angebliche polnische Staatsbürgerschaft nicht anerkannten, erschossen die Gendarmen ihn dort an der Grenze.

Als wir aus den Lagern zurückkehrten, begann Vater ein neues Leben, heiratete und zeugte vier Kinder. Er eröffnete in Nyírbátor eine Reparaturwerkstatt für Uhren und übersiedelte 1957 mit seiner Familie nach Israel. Zuerst wohnte er in Beer Scheva, später in Bne Brak.

Während der Arbeit an der ersten Fassung meiner Erinnerungen las ich Vater einige Abschnitte daraus vor. Als ich zu dem Kapitel der Lager kam, fragte er erregt: Wie hast du das alles bloß behalten?

Vater verstarb im gesegneten Alter von einundneunzig Jahren am 8. Siwan 5754 (7. Juni 1994). Bei seinem Tod verlor ich nicht nur einen Vater, sondern auch einen Freund.

Sein Andenken sei gesegnet.

Eindrücke aus dem Elternhaus

Unvergesslich waren die Feiertage bei uns zu Hause. Ich möchte vor allem von Purim, Pessach und Sukkot erzählen.

Purim

Am ersten Tag des Monats Adar (in dessen Mitte das Purimfest fällt) hängten wir über die Eingangstür ein Spruchband mit der Aufschrift: *Wenn der Adar einzieht, schafft man viel Freude*, und fragten uns, wie es angehen könne, dass man Purim nur einen Tag feiert, wo Pessach, Sukkot (Laubhüttenfest) und Chanukka (das winterliche Lichterfest) doch acht Tage lange begangen wurden.

Das Purimfest wird von Juden in aller Welt gefeiert, aber viele Gemeinden haben auch ihre eigenen Bräuche. Bei uns fand das Hauptereignis in der Synagoge statt. Die Gemeinde kam in Karnevalsstimmung, mit Rasseln bewappnet, zur Lesung der Esther-Rolle. Wann immer der Name des bösen Haman fiel, trampelten die Anwesenden mit den Füßen und lärmten mit den Rasseln. Die Jungen verkleideten sich als Mädchen und die Mädchen als Jungen. Manche verkleideten sich auch als Chassiden mit Streimel. Mutter buk einige Tage vor dem Fest allerlei Gebäck, breitete die guten Sachen auf dem Bett aus und verteilte sie auf Geschenkteller, die wir traditionsgemäß zu Verwandten und Bekannten trugen, die uns dafür Purimgeld schenkten.

Am Purimabend gab es ein großes Essen zu Hause, doch das Hauptmahl war beim Rabbiner. Die Talmudschüler kletterten auf den Tisch und verlasen von dort vorbereitete Predigten in Reimen. Auch ein jiddisches Purim-Spiel wurde aufgeführt.

Ich erinnere mich noch an passende jiddische Lieder und ein paar jiddische Purim-Sprüche. Hier eine Kostprobe: *Purim is nur a Tag, a Kabzan is men a ganz Jahr* - Purim ist nur ein Tag, ein armer Schlucker ist man das ganze Jahr. Purim ist kein Feiertag, Malaria keine Krankheit und leck mich am Arsch kein Fluch.

Die jiddische Sprache und Kultur waren in Ungarn nicht sehr verbreitet. Es gab weder jiddische Schulen noch Theater wie in Polen und den übrigen Ländern Osteuropas. Deshalb war es in Nyírbátor eine Sensation, als ein jiddisches Purim-Spiel angekündigt wurde.

Die Aufführung fand im einzigen Kinosaal Nyírbátors statt. Der Titel lautete „Der Verkauf Josefs“. Die Schauspieler waren alle junge Leute vom Ort. Ein kleiner Junge, der die Rolle des Benjamin spielte, ging auf der Bühne hin und her und sang ein trauriges Lied: „*Josef! Josef! Wi bist du?*“ - Wo bist du, mein Bruder Josef? Den Spaßmacher Jachzel spielte Srułtsche Gutmann. Er betrat die Bühne mit einem ausgestopften Schaf, in dem er eine Flasche Rote-Bete-Saft verborgen hatte. Dann zückte er ein großes Schächtmesser, sagte den vorgeschriebenen Segensspruch vor dem Schächten und ließ, als er dem Schaf das Messer an die Gurgel setzte, insgeheim den Saft ausrinnen, der so echt aussah, als würde Blut fließen. Anfangs erschrak das Publikum, aber danach konnte keiner sich mehr das Lachen verbeißen.

Pessach

Mich beeindruckte vor allem das schöne Geschirr, das wir nur an Pessach benutzten. Vor dem Pessachabend stieg Mutter auf den Hängeboden und holte behutsam das Geschirr herunter. Jeder von uns hatte in Form und Farbe abweichende Teile. Die Gläser - für die vier Glas Wein am Sederabend - waren ebenso verschieden wie die tiefen Teller, aus denen wir Matzen in Milch mit einem besonderen Löffel aßen, der wie eine kleine Kelle aussah. Obwohl wir, wie außerhalb Israels üblich, zwei Sederabende feierten, glich das erste Seder Mahl nicht dem zweiten. Die Hauptattraktion war das Stibitzen des Afikomans, eines speziellen Stücks Matze, ohne dessen Verzehr das Seder Mahl nicht beendet werden kann,

und für dessen Auslösung man daher seine Bedingungen stellen konnte. Nach dem Seder zu Hause gingen wir noch zum Seder des Rabbis, bei dem sich fast alle Gemeindemitglieder einfanden.

Sukkot

Einige Tage vor dem Laubhüttenfest verwandelte sich unser Haus in eine Kunstgalerie. Die unübertroffene Meisterin im Anfertigen von Laubhüttenschmuck war natürlich Mutter. Unsere Laubhütte war die am üppigsten ausgeschmückte im ganzen Städtchen. Ich bin froh, dass ich diese Kunst von ihr gelernt habe. Manche dieser Stücke habe ich später für meine eigenen Kinder gemacht.

Sarkadi Margit

Margit war unsere Hausgehilfin. Ich habe keine Ahnung, wie und wann sie zu uns gekommen ist. Ich weiß nur, dass sie Sarkadi Margit hieß und in der ungarischen Stadt Hajdú-Szoboszló geboren war. Sie war protestantischer Konfession und ging an Sonn- und christlichen Feiertagen regelmäßig in die Kirche. Praktisch kannte man sie im Städtchen nur als Gráber Margit. Sie war eine einfache Frau, die nie eine Schule besucht hatte und natürlich nicht lesen und schreiben konnte.

Margit gewöhnte sich an unsere Lebensweise und half Mutter bei der Hausarbeit. Sie übernachtete im Abstellraum. Den geringen Lohn, den sie von Mutter erhielt, verschwendete sie für meine Schwester, der sie allerlei Schleifen und Kleider kaufte.

Margit war in allem bewandert, was im Haus vorging. Bald konnte sie das hebräische Morgengebet für Kinder auswendig und passte auf, dass wir Kinder es jeden Morgen sprachen. Übergingen wir einen Segensspruch, verpetzte sie uns. Sie kannte sich mit allen jüdischen Speisegesetzen aus und wusste, dass wir sie am Sabbat nicht bitten durften, den Ruhetag durch allerlei Verrichtungen zu entweihen, sie als Nichtjüdin diese Dinge aber aus eigenem Antrieb tun durfte, wenn sie wollte, zum Beispiel den Ofen anheizen, wenn wir unter der furchtbaren Kälte litten. Baten wir sie am Sabbat, Feuer im Ofen anzuzünden, weigerte sie sich, weil wir mit dieser Bitte eine Sünde begingen.

Einen Tag vor dem Sederabend verkaufte Vater ihr alles Gesäuerte im Haus. Es wurde ein Kaufvertrag aufgesetzt, dessen Verlesung sie aufmerksam lauschte, und überhaupt nahm sie die Sache sehr ernst. Mit Luchsaugen hütete sie das Vertragsformular und den Schlüssel zum Vorratsraum mit dem Gesäuerten.

Als die Belästigungen gegen die Juden einsetzten und sich zunächst vor allem gegen Kinder richteten, begleitete Margit meine kleinen Brüder zum Cheder und holte sie auch wieder ab. Wehe dem Goj, der es wagte, einem meiner Brüder zuzusetzen. Sie machte ein Mordgeschrei und verfolgte ihn mit einem Stock in der Hand.

Als wir ins Ghetto deportiert wurden, lief Margit verstört in der Stadt herum. Nach unserer Rückkehr aus den Lagern fanden wir sie verändert vor. Sie war gealtert und ganz gebrochen, vor allem, als sie erfuhr, dass die übrigen Familienangehörigen umgekommen waren. Sie diente weiter bei Vaters neuer Familie.

Als Vater und seine Familie nach Israel übersiedelten, blieb Margit einsam und allein zurück. Sie starb in hohem Alter in einem Heim.

Die erste Deportation aus Ungarn

Der nazifreundliche Staatschef Bárdosi László, der 1941 an die Regierung kam, ließ am 2. August im Budapester Parlament Rassegesetze verabschieden, die sich weitgehend an den Nürnberger Gesetzen orientierten. Die ersten Opfer dieser Bestimmungen waren die Juden mit fremder Staatsangehörigkeit, die nun für heimatlos erklärt wurden. Dazu zählten auch wir.

Noch im selben Monat wurden 16.000-18.000 Juden nach Polen deportiert, die meisten aus Karpathorussland, das zwei Jahre zuvor von den ungarischen Truppen erobert worden war. Die Juden wurden nach Kamenyecz-Podolksz verschleppt und zumeist dort ermordet.

Uns und einige weitere Familien aus Nyírbátor internierte man in den Haftzellen im Keller des Rathauses, wo wir zehn Tage blieben. Danach wurden wir in Begleitung ungarischer Gendarmen unter unmenschlichen Bedingungen in Viehwagen zu einer Kleinstadt namens Havasalja an der polnischen Grenze verfrachtet. Über dieses Städtchen gelangten die meisten Deportierten nach Polen, wo sie der Vernichtung entgegengingen. Ein paar Hundert Menschen wurden in einem ehemaligen Sägewerk untergebracht. Wir lagen auf dem Betonboden, in den noch Schienenstränge eingelassen waren, mussten uns abpolstern, um sie nicht zu spüren. Die örtlichen Bauern verkauften uns Nahrungsmittel, und gelegentlich fanden wir Butterpakete, das heißt Kugeln aus Lumpen, die mit Butter bestrichen waren.

Als wir in Havasalja eintrafen, hatten die Polen die Grenze geschlossen und ließen keine Vertriebenen mehr durch. Die Ungarn hielten uns in dem provisorischen Lager fest, in der Hoffnung, die Polen zur Wiederöffnung der Grenze bewegen zu können.

Mein Vater, der seinerzeit dem Arbeitsdienst des ungarischen Militärs angehörte, wurde in Begleitung eines Feldwebels zu uns geschickt. Unterwegs gelang es ihm, den Feldwebel zu bestechen. Daraufhin konnte er die vorgeschriebene gelbe Armbinde abnehmen, ja sogar die Rangabzeichen des Feldwebels anlegen, und als er so im Lager erschien, erreichte er unsere Freilassung.

Vater kehrte nach Budapest zurück, wo er eine Aufenthaltsgenehmigung für die Familie erwirkt hatte, während wir weiter durch Karpatorussland reisten, in der Hoffnung, einen Verwandten zu finden. Zu unserem Leidwesen fanden wir niemanden. Alle waren schon vorher deportiert worden. Daraufhin gingen wir wieder nach Nyírbátor, wo wir bis 1944 blieben. Dann wurden wir erneut deportiert, diesmal nach Auschwitz.

Die Schoa

Am 19. März 1944 wurde Ungarn von deutschen Truppen erobert. Eichmanns Repräsentanten, Hermann Krummei und Dieter Wischlitzi, erschienen im jüdischen Gemeindebüro von Budapest und forderten eine Einberufung der Gemeindeführer.

Am 21. März wurde ein achtköpfiger Gemeinderat unter Vorsitz des Budapester Gemeindepräsidenten Stern Samu gebildet. Am 22. März folgte die Vereidigung des neuen Regierungschefs Sztójai Döme. Unter seiner Führung erließ der Ministerrat eine Reihe antijüdischer Gesetze.

Zur selben Zeit richteten sich die Deutschen im Nyírbátorer Bankgebäude ein. Am nächsten Tag gerieten wir in helle Aufregung, da Gendarmen vor der Tür standen, um Mutter ins deutsche Hauptquartier abzuholen. Wir hatten keine Ahnung, warum man sie holte und wann wir sie wiedersehen würden. Wie sich herausstellte, war Mutter die einzige im Städtchen, die zwischen Deutschen und Ungarn dolmetschen konnte. Gegen Abend kam sie nach Hause und sagte: Jetzt habe ich für die Deutschen gedolmetscht. Ich hoffe, ich kann es bald für die Russen tun.

Wir Juden im Städtchen ahnten noch nicht, was in Budapest vor sich ging. Am 5. April 1944 traf uns die erste Zwangsverordnung: Jeder Jude musste einen gelben Fleck in Form eines Davidsterns tragen, der in Brusthöhe auf die Kleidung zu nähen war. Ohne diesen Judenstern durfte sich kein Jude auf der Straße blicken lassen. Dadurch war die Sicherheit der Juden gefährdet und die Verfolgungen und Demütigungen nahmen zu. Draußen herrschte der Pöbel mit Unterstützung der am Ort stationierten Soldaten und es mehrten sich die Überfälle auf Juden, die aus der Synagoge kamen. Die Polizei ignorierte die Übergriffe. Recht und Gerechtigkeit waren abgeschafft.

Wir jungen Juden im Alter von 15 bis 18 Jahren wurden zum Arbeitdienst einberufen, an Stelle des paramilitärischen Dienstes namens *Levente*, für den Juden als unwürdig galten. Dabei gab es allerlei Schikanen. Eines Tages erhielten wir Befehl, uns auf dem Rathaushof einzufinden, wo uns Hacken, Schaufeln und Hämmer ausgehändigt wurden. Dann mussten wir in Dreierreihen antreten, die Arbeitsgeräte an Stelle von Gewehren geschultert, und zur Erniedrigung vor den örtlichen Gojim durchs Stadtzentrum marschieren. Damit sollte signalisiert werden, dass die Juden fortan zu arbeiten hätten. „Saujuden“ und ähnliche Ausdrücke flogen uns an den Kopf.

Ich fühlte mich wie ein Zootier im Käfig, das von den Passanten als exotisches Wesen begafft wird. Juden wagten sich während unseres Marsches nicht auf die Straße.

Die Befehlsführer waren Unteroffiziere, die sich gerade erst freiwillig zu den Pfeilkreuzler-Einheiten (Nyilas-Kereszt) gemeldet hatten - der örtlichen Entsprechung der Hakenkreuz-Einheiten. Sie nannten sich Freiheitskämpfer. An ihrer Spitze stand kein anderer als mein Klassenlehrer aus der allgemeinen Schule, ein Mann, der mir noch gestern Moral gepredigt hatte und nun in Uniform mit Pfeilkreuzbinde am Ärmel vor mir stand, grob auftrat und mich nicht mehr kannte. Unsere Aufgabe bestand darin, die Asphaltdecke des Straßenstücks vom Stadtzentrum zum Bahnhof, etwa einen Kilometer lang, abzuheben, die Fahrbahn mit Steinpflaster zu versehen und es mit Sand zu befestigen.

Da man mit unserer Arbeit nicht zufrieden war, zog man schließlich Facharbeiter bei, um das Werk zu vollenden. Aus mir unbekanntem Grund wurde der Arbeitdienst eingestellt und man ließ uns in Ruhe bis zur Deportation. In unserem Städtchen wie in anderen kleinen Ortschaften waren wir ziemlich isoliert und wussten kaum, wie die Dinge liefen und welche Kontakte die Gemeindemitglieder und jüdischen Organisationen in Budapest zu den Deutschen unterhielten. Die Rote Armee stand knapp vor der ungarischen Grenze. Wir hofften auf einen baldigen russischen Einmarsch, ehe die Deutschen uns etwas antäten. Doch die Deutschen ließen sich von der Lage nicht beeinflussen, sondern setzten ihr teuflisches Planungswerk fort, als gäbe es gar keinen Krieg.

Der Pessachabend des Jahres 1944 war der traurigste meines Lebens. Aufgrund von Gerüchten, dass man uns womöglich in ein anderes Land deportieren wollte, war die Atmosphäre äußerst düster. Nach dem Sedermahl gingen wir nicht wie sonst zum Seder des Rabbis. Jeder Jude verrammelte sich in seinem Haus und harrte seines Schicksals.

In den Mittelfeiertagen des Pessachfests kamen Pfeilkreuzlertrupps in Zivil mit Armbinde in die Stadt, geführt von einem stämmigen, untersetzten Mann mit einem Schlagstock in der Hand. Nachdem sie sich im Rathaus eingerichtet hatten, forderten sie die jüdischen Gemeindeobersten auf, mit einer Namensliste aller jüdischen Gemeindemitglieder bei ihnen anzutreten. In Wirklichkeit bestand eine solche Liste bereits. Sie war einige Zeit zuvor von städtischen Beamten aufgestellt worden und enthielt auch die Namen von getauften Juden und deren Nachkommen.

Mit der Abholung der Juden wurden die berüchtigten Gendarmen (Csendörség) beauftragt. Sie suchten die Wohnungen der Juden auf, prüften, ob alle Bewohner anwesend waren, und beorderten sie sofort auf den Synagogenplatz. Wir erhielten einen Tag Zeit, einige Sachen zu packen, so viel wir in Händen tragen konnten. Dann mussten wir uns erneut in der Synagoge versammeln.

In Eile rafften wir unsere Sachen zusammen. Die Familienfotos versteckte ich bei meinem Großvater auf dem Dachboden. Mutters Brillantring vergrub ich im Boden des Kellers. Als wir später aus den Lagern zurückkehrten, mussten wir feststellen, dass all diese Dinge verschwunden waren. Die Gojim hatten sich nach der Verschleppung der Juden sofort über deren Häuser hergemacht und alles geplündert, sogar die Höfe umgegraben und die Fußböden aufgebrochen, um versteckte Gegenstände zu finden.

Kein Jude kam auf die Idee, zu fliehen oder unterzutauchen, weil jeder dabei sein Leben riskierte. Die Gojim zögerten nicht, ihn zu verraten.

Nachdem wir uns am nächsten Tag im Synagogenhof versammelt hatten, wurden wir in das jüdische Gemeindezentrum der Bezirkshauptstadt Nyíregyháza verbracht. Dort hatte man die Juden aus einundsechzig Ortschaften der Umgebung konzentriert, insgesamt 17.580 Juden, einschließlich der 5.000 Juden von Nyíregyháza selbst. Nach einigen Tagen wurden wir auf drei Ghettos verteilt, die man auf landwirtschaftlichen Gütern mit eilig erstellten Notunterkünften eingerichtet hatte.

Wir kamen auf ein Gut namens Simapuszta, das mit Stacheldraht eingezäunt war. Untergebracht wurden wir auf der Tenne und in den Rinder- und Pferdeställen. Das Ghetto wurde von Gendarmen bewacht. Kein Mensch ging ein oder aus. Wir waren von jeglicher Verbindung zur Außenwelt abgeschnitten. Zum Glück war es warm und das schöne Wetter erleichterte uns das Leben. Tag für Tag liefen wir tatenlos in der Gegend herum. Wir hatten sogar ein Familienereignis: Mein Bruder Dov-Ber hatte das Bar-Mizwa-Alter erreicht, aber kein Mensch achtete darauf.

Barträger rasierten sich, um unnötige Belästigungen zu vermeiden, da der Bart für die Judenhasser den hässlichen Juden symbolisierte. Auf diese Weise traten bartlose Gemeindeführer im Gewand von Gojim auf, so dass ich sie kaum mehr erkannte. Das galt auch für Rabbi Aaron Teitelbaum, der sich einen dicken Schnurrbart stehen ließ und eine bäuerliche Pelzmütze auf dem Kopf trug.

Der Schicksalstag

Am 25. Mai 1944 erging Anweisung, unsere Sachen zu packen, und gleich darauf erfolgte der Abmarsch zur provisorischen Bahnstation. Ich hatte schon Erfahrung von der Deportation 1941, kannte die Demütigungen und Qualen in einem Güterwagen oder, genauer gesagt, in einem Viehwaggon. Auch damals waren wir mehrere Tage und Nächte unterwegs gewesen. Doch diesmal war ich drei Jahre älter und hatte Menschen um mich, mit denen ich aufgewachsen und tagtäglich zusammen gewesen war. Das machte alles schwerer erträglich.

Andererseits tröstete ich mich damit, dass wir auch jetzt wieder der Hölle entkommen würden, wie beim letzten Mal.

Die Nähe der Roten Armee gab diesen falschen Hoffnungen und Illusionen weitere Nahrung. Selbst die Klügsten und Gebildetsten unter uns hatten keine Vorstellung von dem, was uns bevorstand. Die allgemeine, auch von den Bewachern bestätigte Meinung ging dahin, dass man uns in ein Arbeitslager verbringe, in dem wir bis zum Ende des Krieges bleiben müssten.

Geleitet wurde das ganze Unternehmen von den Ungarn und vor allem von Gendarmen. Ich sah die mir bereits bekannten Viehwagen. Die Türen standen offen, doch die vergitterten Lüftungsluken waren abgedeckt worden, um uns die Aussicht auf die Strecke zu versperren. In jeden Waggon pferchte man 70-80 Menschen.

Jeder Transport umfasste 3.000 - 3.500 Juden, und jeden Tag fuhren aus unserer Gegend vier Züge nach Auschwitz ab. In jeden Waggon kamen zwei Eimer, einer mit Trinkwasser, der andere für die Notdurft. Unter Lärm und Geschrei von allen Seiten wurden die Schiebetüren zugeknallt und verriegelt. Ich hatte das Gefühl, einen Holzhammer auf den Kopf zu bekommen: Plötzlich war es einem schwarz vor Augen. Es dauerte eine Weile, bis man sich an das Schummerlicht im Waggon gewöhnte. Die Kinder fingen vor lauter Angst an zu weinen. Wir ordneten uns so, dass Alte und Kinder liegen konnten, während die Jüngeren abwechselnd durch die Ritzen spähten, um möglichst Informationen über die Fahrtstrecke zu sammeln.

Im Nachhinein habe ich einiges über unsere Transporte erfahren. Gelegentlich fand eine Vorselektion statt, bei der Alte und Kinder in getrennte Waggonen kamen. Die Nazis beabsichtigten, uns zu zermürben, damit wir schon stark geschwächt in Auschwitz ankämen. Die Deutschen fürchteten Übergriffe von Partisanen, die außerhalb Ungarns bereits mancherorts verstreut waren. Deshalb hatten sie es eilig und bemühten sich, jeden Transport innerhalb drei Tagen nach Auschwitz zu bringen.

In teuflischer Logik kümmerten sie sich auch um Öffentlichkeitsarbeit und wollten daher nach außen hin ein gewisses Maß an Menschlichkeit zeigen, wobei sie nicht zögerten, sogar ihren treuen ungarischen Bündnispartner hinter das Licht zu führen. Zum Beweis filmten die Deutschen eine Szene, bei der ungarische Gendarmen die Juden grob in die Waggonen prügeln. Als der Transport dann im slowakischen Kosice ankam, wo deutsche Bewacher die ungarischen Begleiter ablösten, wurde weiter gefilmt, wie die Deutschen die Juden anlächelten und freundlich behandelten. Dieser Film wurde dann Vertretern des Roten Kreuzes vorgeführt, in der Absicht, die Ungarn anzuschwärzen.

Trotz der deutschen Anstrengungen, uns die Fahrtrichtung zu verbergen, konnten wir einzelne Ortschaften erkennen und daraus schließen, dass wir in Polen angekommen waren. Aber von dem genauen Ziel der Fahrt ahnten wir nichts.

Unterwegs verstarben einige kranke, alte Menschen, die den Strapazen der Fahrt nicht gewachsen waren. Gedanken vor dem Eintritt in die Hölle

In der Talmud-Tora-Schule hatten uns die Lehrer den Zusammenhang von Sünde und Strafe erklärt. Die Bösen und Sünder würden nach dem Tod ihre Strafe erhalten. Im Himmel hinter den Bergen des Dunkels befände sich die Hölle, in deren Feuer die Bösen verbrennen müssten.

Hier stehe ich nun am Eingang zur Hölle, bin noch am Leben, in dieser Welt. Ich weiß nicht, was ich gesündigt habe. Doch was haben die Abertausende kleiner Kinder verbrochen, die unschuldig in den Tod geschickt wurden?

Die jüdische Folklore kennt den Todesengel als bedrohliche Mordgestalt. Als Kind habe ich mir den Todesengel als Scheusal mit Hörnern und vorstehendem Gebiss vorgestellt.

Jetzt stehe ich Aschmedai, dem schrecklichen König der Dämonen, gegenüber, aber er sieht aus wie ein gewöhnlicher Mensch, entstammt einer europäischen Kultur. Und

doch liegt es in seiner Macht, über das Schicksal Tausender Menschen zu entscheiden: Wer leben und wer sterben soll.

Auschwitz, 28. Mai 1944

Eine ungelöste Frage ist mir geblieben: Warum? Warum haben sie meine Familie und noch Millionen andere vernichtet? Wir hatten ihnen doch keinen Krieg erklärt. Hatten nie von ihnen gehört und ihnen nichts angetan.

Kein Mensch kann mir Antwort geben. Auch wenn ich heute einen Deutschen treffe, stelle ich weiter dieselbe Frage, aber eine Antwort gibt es nicht.

Auschwitz-Birkenau

Arbeit macht frei stand über dem Lagertor.

Unser Zug hielt an der Rampe in Birkenau. Sofort wurden die Türen aufgerissen, und unter schrillen „Raus! Raus!“-Rufen stießen und pufften die Wärter die Angekommenen, um sie zum hastigen Aussteigen zu bewegen. Menschen in Lagerkleidung, die ich hier zum erstenmal sah, hörte ich zu meiner Überraschung Jiddisch sprechen. Bis heute kann ich ihr Schweigen nicht verstehen. Warum machten sie uns nicht die kleinste Andeutung? Sie halfen den Alten und Behinderten beim Aussteigen. Als ich aus dem Zug stieg, konnte ich kaum sehen, so blendete mich das Tageslicht. Eine Kapelle in Häftlingskleidung spielte Musik. Gewiß war das ein weiteres Täuschungsmanöver der Deutschen. Wir mussten alle persönlichen Habseligkeiten zurücklassen. Um uns zu beruhigen, teilte man uns mit, wir bekämen die Sachen später ausgehändigt. Irgendwie blieb mein Blick an einem alten Juden hängen, der aus dem Waggon kletterte. Er folgte nicht den Anweisungen der Deutschen, sondern drückte arglos die Samthülle mit Gebetsmantel und Gebetsriemen an die Brust. Ein SS-Soldat bemerkte ihn, rannte los, riss ihm die Samttasche aus den Händen und schleuderte sie wütend zwischen die Räder des Zuges. Ich beobachtete diesen Frevel an den geheiligten Gegenständen und harrete einer Antwort des Himmels. Nach meiner damaligen Sicht hätte der SS-Mann auf der Stelle zusammenbrechen müssen. Doch nichts geschah. Enttäuscht sagte ich zu Vater auf Jiddisch: *Tate! 'S ist kein Gott* (Vater! Es gibt keinen Gott).

Das Gewimmel war groß, ein wahres Menschenmeer, Familien kämpften zäh darum, zusammen zu bleiben. Hier und da suchten verirrte Kinder bitterlich weinend ihre Eltern, aber kein Mensch beachtete sie in dem Gedränge. Die Deutschen trennten Männer und Frauen. Zwei Kolonnen schoben sich nun nebeneinander vorwärts. Man trieb uns mit Schlägen zur Selektionsstelle weiter. In kürzester Zeit war es ihnen gelungen, uns in eine dumpfe Viehherde zu verwandeln, die gehorsam jedem unverständlichen Schrei gehorchte. Hatte einer die Schreie nicht verstanden, half man seinem Begriffsvermögen mit Schlägen und Stößen nach. Wir trieben mit dem Strom weiter, ohne zu wissen, wohin wir gingen und was man mit uns vorhatte.

Als wir uns der Selektionsstelle näherten, merkte ich, dass der Strom sich in zwei teilte, erfasste aber noch nicht die Bedeutung dieses Vorgangs. Vor uns standen SS-Offiziere, die die „Selektion“ vornahmen - ein Begriff, der ins Lexikon der Schoa eingegangen ist. Wie gesagt, war dies meine erste unmittelbare Begegnung mit dem Satan. Mit einem Fingerzeig nach rechts oder links wurde über Abertausende von Menschen der Stab gebrochen.

Im Nu sah ich, dass Vater nach links geschickt wurde, und ging ihm instinktiv nach. Dann wandte ich mich nach den übrigen Familienmitgliedern um und sah, dass man sie in die andere Richtung wies. Ich konnte gerade noch Mutter mit meinem nachgeborenen Bruder Levy auf den Armen davongehen sehen. Die übrigen drei Kinder mit meinem Cousin Jossele und Großmutter hielten sich an den Händen vor Furcht, auseinander gerissen zu werden. Ich rief ihnen laut „Mamme! Mamme!“ nach, aber meine Stimme drang nicht an ihre Ohren. Dieses Bild, wie sie dort meiner Sicht entchwanden, hat sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt und taucht von Zeit zu Zeit wieder auf. Ich denke, es wird sich niemals verwischen. Bis heute quält mich die Tatsache, dass ich nicht von ihnen Abschied nehmen konnte. In jenem Augenblick hatte ich keine Ahnung, wohin man sie führte, sondern tröstete mich in der Annahme, sie bald wiederzusehen.

Auf dem Lagergebiet wurde eine zweite Selektion vorgenommen. Man fragte jeden nach seinem Beruf. Ich sagte, ich sei Schlosser, und Vater tat es mir nach. Man zeigte mir einen Messschieber. Zum Glück hatte ich dieses Gerät bei Schlosser Klein in Nyírbátor benutzt und konnte seine Funktion zur Zufriedenheit der Prüfer vorführen. Hastig erklärte ich Vater das Prinzip. So bestand auch er die Prüfung und wir blieben zusammen.

Um uns jeden Verdacht zu nehmen, führte man uns im Lager an einer Baracke vorbei, in deren Hof scheinbar friedlich lebende Kinder spielten. Auch das war ein Täuschungsmanöver.

Im Lagerbereich ging alles militärisch zu. Die Fortbewegung von Ort zu Ort erfolgte nur in Dreierreihe und unter gebrüllten Marschbefehlen: „Links! Rechts! Eins, zwei, drei!“ Egal, ob man Deutsch verstand oder nicht - wehe, man gehorchte nicht den Befehlen. Das Angstvollste waren die Appelle. Bei jedem Appell stand eine Selektion zu erwarten. Manchmal ließ man uns stundenlang strammstehen, ohne dass wir wussten, was dann kommen würde. Ich sah viele Menschen in Häftlingskleidung und dachte mir, sie seien wohl woanders her. Uns hatte man versprochen, wir würden zur Arbeit geschickt, und gewiss warteten wir nur auf Transportmittel. Dann erging erneut Befehl, in Dreierreihe Aufstellung zu nehmen, und unter begleitenden Schreien marschierten wir zu der Baracke, die „Sauna“ genannt wurde.

In dieser leeren Baracke mussten wir uns im Kreis aufstellen und erhielten energisch Order, die Taschen zu entleeren, jeden Wertgegenstand aus seinem Kleiderversteck zu ziehen, etwa Eingenähtes hervorzuschälen und alles auf die große Decke zu werfen, die auf dem Boden ausgebreitet lag. Die Halunken, die uns mit gezückten Waffen umstanden, versetzten uns wie echte Räuber in Angst und Schrecken. Man warnte uns, wer es wagen sollte, Wertgegenstände zu verbergen oder in Kleidung oder Schuhen eingenäht zu lassen, spiele mit seinem Leben. Schweren Herzens holte ich die eingenähten Geldscheine hervor - Geld, das Mutter von ihrer Hände Arbeit übergespart hatte.

Danach mussten wir uns nackt ausziehen und ins Nebenzimmer begeben. Dort schnitt man uns das Kopfhair, ließ uns dann auf eine Bank steigen, die sich die ganze Wand entlang zog, und fertigte uns wie am laufenden Band ab. Man rasierte uns alle Körperhaare, desinfizierte uns mit einer Flitspritze, besprühte besonders die Stellen, die behaart gewesen waren, und all das unter lauten Pöbeleien, Juden stänken und müssten peinlich auf ihre Hygiene achten. Das Absprühen mit Desinfektionsmittel verursachte furchtbares Brennen auf der Haut. Als nächstes setzte man uns auf einen Stuhl, und die Barbieri, die nicht gerade geübte Friseure waren, schoren uns mit abgewetzten Klingen einen zwei Finger breiten Streifen von der Stirn bis zum Nacken, der die deutsche Bezeichnung "Lausestraße" erhielt. In einem anderen Raum händigte man uns die bewusste gestreifte Häftlingskleidung aus, unter anderem Hose, Hemdjackette und eine Art Barett (wie Leichenkleider). Die Kleidungsstücke hatten keine Taschen. Wir erhielten je einen Blechteller mit Loch am Rand, damit man ihn sich an die Taille hängen konnte, eine Blechtasse und einen Aluminiumlöffel. Vorerst ließ man uns die eigenen Schuhe.

Da wir nicht lange im Lager Auschwitz blieben, bekamen wir keine Nummer auf den Arm tätowiert wie die übrigen Häftlinge. Statt dessen übergab man uns Stoffstreifen, die unsere Häftlingsnummer nebst einem Dreieck auf gelbem Grund trugen - das Zeichen für Juden. Vater erhielt die Nummer 42648, ich die Nummer 42649. Der eine Streifen wurde links über der Brust auf die Jacke genäht, der andere rechts überm Knie auf die Hose. Nachdem wir alle Stadien durchlaufen hatten, versammelten wir uns draußen in Erwartung des nächsten Appells.

In Häftlingskleidung fühlte sich jeder von uns gedemütigt. Erwachsene und ehrwürdige Menschen in ihrer Schmach zu sehen, war nicht leicht. Um die Verlegenheit zu überwinden und uns abzulenken, machten wir uns erstmal über das Aussehen unserer Mitmenschen lustig.

Zu unserer Gruppe kam ein Mann ungarischer Herkunft, der den Grafentitel besaß, aber wegen seiner jüdischen Abstammung nach Auschwitz verschleppt worden war. Dieser Graf hatte die Orden versteckt halten können, die die Deutschen ihm im Ersten Weltkrieg verliehen hatten, darunter auch das Eisene Kreuz. Die Bedeutung dieser Auszeichnung war so groß, dass die deutschen Soldaten ihm hätten salutieren müssen. Der Graf heftete die

Orden an seine Häftlingskleidung, in der Hoffnung, die Deutschen würden ihn daraufhin anständig behandeln. Doch der SS-Befehlshaber sah es, stürzte sich wütend auf den Grafen und riss ihm mit den Worten: "Sie beschämen und entehren das deutsche Volk und meine Heimat!" die Orden von der Brust.

Die Rede

Der SS-Unteroffizier, der das Kommando über uns erhielt, war ein Primitivling mit unbeschränkter Machtbefugnis, ein einfacher, ungebildeter Bauerntyp, dessen Hass und Despotismus keine Grenzen kannte. Er ließ uns auf dem Platz vor der Baracke, aus der wir gekommen waren, antreten. Schon im Voraus hatte er dort eine Kiste an die Wand gestellt, um sie als Podium zu benutzen. Um seine Überlegenheit zu demonstrieren, stieg er darauf und begann seine großartige Rede.

Mit viel Pathos und in schreiendem Ton erklärte er: „Von nun an seid ihr keine Menschen mehr! Ihr seid Untermenschen! Deshalb habt ihr keine Namen mehr! Namen gibt man nur Menschen. Ihr habt nur eine Nummer und von jetzt an werde ich jeden bei seiner Nummer aufrufen!“ Ich dachte mir, die Nummern sind gewiss seine Rettung, denn dieser Analphabet hätte wohl kaum Namen vom Blatt ablesen können. Mitten in seiner Rede zückte er drohend seine Pistole und sagte: „Über mir gibt es nur noch Gott! Ich kann jeden von euch erschießen, ohne irgendwem Rechenschaft geben zu müssen.“

Nachdem er seine grandiose Rede beendet hatte, mussten wir wieder Dreierreihen bilden und unter dem üblichen Gebrüll zum Wohnblock marschieren.

Es war ein länglicher Bau mit Wohnzellen zu beiden Seiten, den sogenannten "Boxen". Die Boxen aus Holz waren in Stockwerken übereinander angeordnet, ähnlich wie Lagerregale. In jede Box wurden mehrere Menschen gezwängt. Wir konnten darin weder sitzen noch stehen, nur untätig herumliegen. Durch das lange Liegen auf dem völlig ungepolsterten Holzbrett bekamen wir Schmerzen am ganzen Leib. Deshalb meldete ich mich bald freiwillig als "Scheißeträger" für das Hinaustragen und Ausleeren des "Scheißkübels", wie das bei den Deutschen hieß. Den Kübel trug ich mit einem Partner hinaus. Unweit unseres Blocks entdeckten wir, dass dort ganz ähnliche Kübel mit Essen standen. Ich gab meinem Partner einen Wink, die Behälter auszutauschen. Zum Glück bemerkte uns keiner, als wir mit dem Kübel zum Block liefen. Wir verteilten die sämige Suppe unter uns allen und vermochten den Kübel so in Windeseile zu leeren, um ihn wieder in einen Toilettenkübel zu verwandeln.

Der „Blockälteste“, der dem jeweiligen Block vorstand, war normalerweise ein Jude. Auch die Kapos sprachen fast alle Jiddisch, denn es war ja wichtig, dass alle sie verstanden. Was Grausamkeit anbetraf, unterschieden sie sich allerdings nicht von den deutschen Bewachern. Der Unterschied bestand nur darin, dass die Kapos einen Stock hatten, die Deutschen eine Schusswaffe.

In der Mitte des Blocks erstreckte sich den ganzen Fußboden entlang eine Art liegender Backschornstein. Die Öffnung zeigte zum Blockeingang. In diese Öffnung musste ein Delinquent den Kopf stecken, während man ihm das nackte Gesäß verprügelte.

Nach einigen Tagen mussten wir zum Appell antreten, erhielten eine Extraration Brot („a Razi'e Broit“ im jiddischen Lagerjargon) marschierten durch das Lagertor und warteten auf den Lastwagen. Beim Warten sagte mein Vater: "Weißt du, dass heute das Wochenfest ist?" Und tatsächlich, am Wochenfest des Jahres 5704 (1944) verließen wir Auschwitz.

Das Lager Fünfteichen

Fünfteichen war eines der vielen Nebenlager des Hauptlagers Groß-Rosen in Unterschlesien. Der Ort erscheint nicht auf der Landkarte, weil Fünfteichen speziell für die deutsche Rüstungsindustrie errichtet wurde. Die Bauleitung unterstand dem berüchtigten nationalsozialistischen Reichsminister für Bewaffnung und Kriegsproduktion Albert Speer. Die Rüstungsproduktion oblag der Firma Krupp.

Von Auschwitz wurden wir direkt nach Fünfteichen gebracht, um als Zwangsarbeiter in der Waffenindustrie zu dienen. Wir wurden in zwei Gruppen eingeteilt: die Gruppe Speer und die Gruppe Krupp. Mein Vater und ich kamen zur Gruppe Speer, die sich mit Bauarbeiten beschäftigte. Die Unterkünfte im Lager waren nach Gruppenzugehörigkeit getrennt. Gleichzeitig wurden auch Juden aus Polen ins Lager verlegt, überwiegend aus dem Ghetto Lodz. Das war für mich die erste Begegnung mit Juden aus einem anderen Land. Zu meiner Gruppe gehörten viele Juden aus Ungarn, die kein Jiddisch verstanden. Diese Verständigungsschwierigkeit wirkte sich auf die Beziehungen zwischen Polen und Ungarn aus. Zum Glück konnte ich Jiddisch und verstand auch ein wenig Polnisch, das ich von meiner Mutter gelernt hatte. Wenn mich wieder mal der Hunger befiel, begann ich, wie andere Hungerleidende, in meinen Taschen nach Krümeln zu schaben. Dazu bemerkte ein polnischer Jude, der schon lange im Lager war, auf Jiddisch: „*Du Hirensi! Du hast noch Schmutz in die Oiren fun derheim und du kratzt schoin in die Keschenes?*“ Auf Deutsch übersetzt heißt das in etwa: „Du Hurensohn! Hast noch Dreck von daheim hinter den Ohren und kratzt schon in den Taschen?“ Der Ärger rührte daher, dass diese Menschen schon einige Jahre im Lager vegetierten, während wir gewissermaßen erst gestern aus der Fülle eingetroffen waren.

Auf der Baustelle wurden wir einer Lasträgergruppe zuteilt, die Zementsäcke aus dem Güterzug ablad, der bis an die Baustelle fuhr. Die Order lautete, dass man auf der Baustelle nicht gehen, sondern nur rennen durfte. Das heißt, alle Arbeiten mussten im Laufschrift verrichtet werden, auch das Abladen der Zementsäcke. Wir rannten gebückt im Bogen zum Waggon, zwei Häftlinge warfen mir einen Zementsack von einem Zentner Gewicht auf die Schultern, und ich musste damit weiterrennen bis zur Zementmischmaschine, den Sack abwerfen und ohne Aufenthalt weiterrennen, immer im Kreis herum. Die Bewacher trieben uns von der Mitte des Kreises mit der Peitsche an, und wehe, wenn jemand es wagte, das Tempo zu verlangsamen. Sofort peitschten sie auf ihn ein und manchmal drohten sie auch mit gezückter Pistole. Diese Situation erinnerte mich an ein Bild in der Pessach-Haggada, das zeigte, wie ägyptische Sklavenaufseher die hebräischen Sklaven mit Peitschen antrieben. Diese Assoziation war wohl noch einem anderen eingefallen, denn im Rennen begann er das Pessach-Lied „Sklaven waren wir“ zu singen. Bei Arbeitsschluss klebte meine Haut vor Zementstaub und Schweiß.

Nachdem diese Arbeit abgeschlossen war, wurden Vater und ich einer anderen Gruppe zugeteilt, die Eisenrohre zu schleppen hatte. Die Deutschen sparten keine Mühe, um die Fabrikgebäude schnell hochzuziehen. Sie mobilisierten alle Arbeitskräfte und Maschinen und auf der Baustelle liefen Dutzende Zementmischer. Der Zementbrei wurde durch verbundene Eisenrohre bis zur Höhe der Gussformen gepresst. Gelegentlich mussten wir die Rohre an eine neue Gussstelle verlegen. Dazu wurden die Rohre auseinander genommen. Wir mussten sie auswaschen und an die erforderliche Stelle bringen. Mein Partner beim Rohreschleppen war mein Vater und da er kleiner war als ich, fiel ihm mehr Gewicht zu. Entdeckte ich beim Tragen eine saftige Wildpflanze auf der Wiese, zögerte ich nicht, das Rohr abzulegen und sie zu essen. Die Hungersnot, die den Menschen dazu zwingt, sich wegen eines Stückchens Brot zu erniedrigen, hindert ihn auch daran, an die möglichen Folgen seines Tuns zu denken.

Hunger und Leid hinterließen ihre Zeichen. Wir magerten rapide ab, waren bald nur noch Haut und Knochen. Beim Rohreschleppen auf der nackten Schulter scheuerte ich mir die Haut blutig.

Die erste Begegnung mit dem Todesengel

Mir wurde eine neue Aufgabe zugeteilt: Ich musste über der Gussform für einen etwa zwei Stockwerke hohen Gebäudepfeiler stehen und mit einem Schieber den aus einem Rohr quellenden Betonbrei in die Holzform stoßen. Auch hier standen rechts und links SS-Wachen, die uns keinen Moment aus den Augen ließen. Ich schob den Beton im Takt einer Maschine und wäre vor Überanstrengung beinahe umgekippt. Als ich einmal kurz innehielt, ertappte mich ein Wachmann und zögerte nicht, mich in den Betonbrei in der Form zu stoßen. Unterdessen floss der Beton weiter, und ich sank tiefer und tiefer, bis die Masse mir schon bis an die Brust reichte. Im letzten Moment gelang es meinem Vater, mich mit Hilfe einiger Kameraden herauszuziehen. Ich war nicht der einzige, der in den Beton geworfen wurde, und nicht allen gelang es, sich wieder herauszuarbeiten.

Ich hatte Verständigungsprobleme mit den Deutschen. Deutsch konnte ich nicht und Jiddisch half mir nicht immer weiter. Einmal fragte ich einen Deutschen nach einer Zange, um einen Nagel aus einem Brett zu ziehen. Ich erklärte ihm auf Jiddisch, ich wollte "*a Tschwok*" herauszuziehen. Der Deutsche begriff nicht, was ich wollte, bis ich lernte, dass *Tschwok* "Nagel" heißt. Die Wachen waren sehr mißtrauisch, wenn wir Jiddisch sprachen, denn sie dachten sofort, wir verfluchten sie.

Damit die Deutschen nicht verstanden, was wir redeten, entwickelte sich im Lager eine neue Sprache, die Ersatzwörter für die jiddischen Begriffe prägte. Später erfuhr ich, dass diese Sprache in fast allen Lagern bekannt war. Zum Beispiel ersetzte man das Wort „Goj“ (Nichtjude) durch den jiddischen Ausdruck „Orel“ (Unbeschnittener). Näherten sich Wächter, gab man das Zeichen „sechs“ für die jiddische Zahl „schesch“, um durch dieses „schesch“ Schweigen zu gebieten. Den Wächtern legten wir Spitznamen bei, damit wir wussten, wer in der Gegend auftauchte, zum Beispiel: Amalek, Aschmedai, Haman, Rascha (Bösewicht).

Ich musste auch die Spezialausdrücke der aus Polen stammenden Juden lernen, das heißt die polnischen Worte in ihrem Jiddisch. Wenn wir in Dreierreihen marschierten, bemerkte mein Hintermann: *ku'e nicht* - wirbelt keinen Staub auf. Und auch bisher nie gehörte Flüche lernte ich, wie etwa: *Oirenbeisser* (Ohrenbeißer), *Hirensi* (Hurensohn), *ssim a wint* (hau ab).

Die meisten von uns gelangten in einen Zustand völliger Erschöpfung. Wer die harten Bedingungen nicht ertragen konnte, starb gleich zu Anfang, darunter auch meine Schulkameraden, die zu Hause an ein üppiges Leben gewöhnt gewesen waren. Zu meinem Glück hatte ich mich daheim wie die Bauern ernährt. Deshalb war ich widerstandsfähiger, konnte die Leiden leichter ertragen und mich eher mit Gräsern und Kartoffelschalen begnügen, die für mich eine besondere Delikatesse waren.

Glücklicherweise hatten wir nach einem Monat unsere Aufgaben in Fünfteichen erfüllt und wurden in ein anderes Lager, nach Görlitz, verlegt.

Görlitz-Biesnitzer Grund

Das Konzentrationslager Biesnitzer Grund wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1943 auf dem Gelände einer stillgelegten Ziegelfabrik in der unter-schlesischen Stadt Görlitz errichtet. Auch das Lager Görlitz war ein Nebenlager des Hauptlagers Groß-Rosen. Anfangs befanden sich rund 900 Häftlinge in diesem Lager, doch innerhalb kurzer Zeit stieg die Zahl der jüdischen Insassen auf 1200, darunter auch Frauen. Die Häftlinge arbeiteten in einer großen Rüstungsfabrik namens WUMAG (Waggon- und Maschinenbau-AG Görlitz).

1945 hatte die Stadt Görlitz rund 100.000 Einwohner. Nach der Eroberung der Stadt durch die Rote Armee am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Görlitz geteilt: Das rechte Neiß-Ufer wurde Polen angegliedert und erhielt nun den Namen Zgorzelec. Das linke Ufer der Stadt blieb bei Ostdeutschland.

Der Befehlshaber der Gegend, Dr. Bruno Malitz, mit offiziellem Titel „Kreisleiter oberster Volkssturmführer des Kreises Görlitz“ und der Görlitzer Bürgermeister, Dr. Hans Meinshausen, regierten selbstherrlich über Görlitz. Malitz war von Amts wegen für das Rüstungswerk WUMAG und das Konzentrationslager verantwortlich. Er war auch der Oberbefehlshaber der SS-Einheit des Kreises. Diese beiden Nazis wurden nach dem Krieg geschleppt, vor Gericht gestellt, 1948 zum Tode verurteilt und gleich darauf hingerichtet.

Das Lager

Wie gesagt, war das Lager auf dem Gelände einer stillgelegten Ziegelfabrik entstanden. Als einziges Gebäude war davon die Brennerei mit dem hohen Schornstein übrig geblieben. Das Lager war von zwei unter Strom stehenden Stacheldrahtzäunen umgeben, zwischen denen in voller Länge ein Graben entlang lief. Am Eingangstor stand ein Wachposten. Ein Stückchen weiter, rechts des Lagers, lagen die Quartiere der Soldaten. Zur Linken führte ein Weg zum Frauenlager, das vom Männerlager völlig isoliert war. Auf einem Hügel hinter dem anderen Ende des Lagers wohnte Oberlagerführer Zunker. Die Wohnbaracken, oder richtiger die Blocks, der Häftlinge standen nebeneinander. Für jeden Block wurde ein Blockältester ernannt. Die Nazis bedienten sich in den Lagern einer Anzahl jüdischer Häftlinge, die Vorrechte, bessere Bedingungen und reichhaltigere Nahrung genossen, solange sie die Durchführung des grausamen Regiments über ihre Mithäftlinge unterstützten. Das waren die Kapos und die Blockältesten. Im Zentrum des Lagers befand sich der Appellplatz. Darum gruppierten sich die Blocks, die Küche mit einem Spülstein draußen, der Schweinestall und das Krankenrevier, das wir auch Leichenkammer nannten, weil nur wenige lebendig wieder dort herauskamen. Die Blocks enthielten Etagenbetten mit einem strohgefüllten Jutesack, der eine Matratze sein sollte, und einer einzigen Woldecke. In jedem Bett waren zwei Häftlinge untergebracht. In der Mitte des Blocks stand ein Heizofen.

Von Fünfteichen waren wir mit Lastwagen nach Görlitz gebracht worden. Wir hatten Glück gehabt, denn Gruppen, die in andere Lager kamen, mussten den Weg zu Fuß zurücklegen, wobei viele unterwegs umkamen.

Unser Einzug ins Lager vollzog sich mit militärischem Zeremoniell. Im Gleichschritt marschierten wir in Fünferreihe durch das Lagertor direkt zum Appellplatz. Unsere Gruppe bestand aus polnischen und ungarischen Juden. Die bisherigen Lagerinsassen scharten sich in einiger Entfernung von uns, in dem Versuch, womöglich einen Verwandten oder Bekannten in unserem Trupp zu erspähen. Doch jeder Kontakt der Alteingesessenen mit uns wurde von den Wachleuten verhindert.

Auf dem Appellplatz stand uns die gesamte Lagerleitung gegenüber: Lagerkommandant Zunker, Lagerleiter Sedlak, der Lagerälteste Hermann Tschech und der Lagerkapo Jakob (Jankel) Tannenbaum.

Die zu befolgenden Anweisungen und Befehle wurden uns auf Jiddisch von Jakob Tannenbaum mitgeteilt, der hier als Hauptsprecher fungierte. Er warnte uns, dass wir für Regelverstöße mit dem Leben büßen würden. Anfangs war ich froh, dass wir endlich einen Befehlshaber hatten, der Jiddisch sprach. Das wäre gewiss von Vorteil. Aber das sollte sich als Illusion erweisen. Zu meinem Leidwesen wurden meine Hoffnungen derart enttäuscht, dass mir manchmal ein Deutscher lieber war als Jankel Tannenbaum.

Man teilte uns in zwei Arbeitsgruppen auf, eine für den Maschinenbau, die andere für den Waggonbau. Nach dieser Einteilung bestimmten sich auch die Wohnbaracken. Mir war es wichtig, nicht von Vater getrennt zu werden, sondern in derselben Gruppe zu bleiben. Zum Glück gelang uns das.

Nach Beendigung der Ansprachen blieben wir lange ohne Essen und Trinken auf dem Appellplatz stehen. Wir hatten keine Ahnung, was man mit uns vorhatte. Wir durften nicht miteinander reden. So hing jeder seinen Gedanken nach. Ich blickte mich um und sah ein wohlorganisiertes, geordnetes Lager, im Gegensatz zu dem vorigen Lager, aus dem ich gekommen war. Die Selbstsicherheit der Deutschen und die perfekte Organisation machten mich derart skeptisch, dass ich mich bereits mit dem Gedanken abfand, der Traum vom tausendjährigen Nazi-Reich könne womöglich wahr werden. Vom Weltgeschehen und von den Ereignissen an der Kriegsfront hatte ich keine Ahnung. Ich dachte, die Deutschen herrschten schon über die ganze Welt, und grübelte, was mein Los hier sein würde. War das das Ende meines Lebensweges?

Die Deutschen planten, uns systematisch in Sklaven zu verwandeln, uns geistig und körperlich zu zerrütten und soweit zu bringen, dass wir widerstandslos ihren Befehlen gehorchten. Tatsächlich verfielen einige von uns in Verzweiflung und hielten nicht lange stand.

Mitten in meinen pessimistischen Grübeleien schreckte ich abrupt wie aus einem Alptraum auf. Ich redete mir ein, dass ich leben wolle. "Verzweifle nicht in der Stunde der Gefahr!" Dieser Spruch wurde mir zur Losung. Offenbar übte dieser Beschluss auch physische Wirkungen aus, denn ich spürte jetzt nicht mehr die Müdigkeit von dem langen Stehen. Ich war Herr meines Schicksals. Es gab hier keine Weisen und Gebildeten, an die man sich hätte halten können. Jeder war für sich selbst verantwortlich. Diese Denkweise brachte ich auch Vater bei. Wir beschlossen, die Worte „Hunger“ und „hungrig“ aus unserem Wortschatz zu tilgen, weil wir bei ihrer Erwähnung nur noch hungriger wurden. Ich entwickelte eine Autosuggestion, mit deren Hilfe ich alle möglichen Schwächen überwinden könnte, und zum Schluss half es tatsächlich.

Vor dem Abtreten vom Appellplatz stellte uns der Kapo Jankel Tannenbaum die Blockältesten vor. An einige Namen erinnere ich mich noch: Wolkowitz, Gerschon, Angel, Eichner und Dwaski, alle aus Polen. Der Einzige aus Karpathorussland war Rosenfeld, ein religiöser Mann, der sich relativ fair verhielt.

Die Lagerroutine umfasste neben der Fabrikarbeit auch Putzdienst auf dem Lagerhof und in den Latrinen und - Kartoffelschalen...

Die schlimmste Aufgabe, die mir einmal zufiel, war das Aufladen von Leichen auf Karren. Die Leichen wurden in einem Keller gesammelt und mit Kalk bestreut. Wenn vierzig bis fünfzig zusammen waren, kam ein Transportunternehmen von draußen und fuhr die Leichen zu einem Krematorium in Görlitz, Zittau oder auch Groß-Rosen. Manchmal entdeckte ich Bekannte unter den Toten und sagte dann zu meinem Partner: „Guck mal, hier ist der und der.“ Fast war ich froh, einen Bekannten unter den Leichen anzutreffen. Das Makabre an der Sache störte mich damals nicht.

In unserer Freizeit beschäftigten wir uns mit Läusefang. Die Tierchen liefen vor allem in den Kleidernähten herum. Wir kratzten die Läuse heraus und knackten sie mit den Fingernägeln. Zum Spaß veranstalteten wir auch Läuserennen. Wir zogen eine Zielgerade auf dem Boden und wetteten um ein Stückchen Brot, wessen Laus als erste die Ziellinie

überschreiten werde. In einem Fall freute sich der Sieger so sehr, dass er die Laus aufhob und zurück in seine Kleider setzte, wobei er murmelte: „Du bringst mir Glück, dich behalte ich.“

Gelegentlich trafen neue Häftlinge im Lager ein. Wenn eine neue Gruppe nahte, brach eine Debatte zwischen den ungarischen und den polnischen Juden aus: Kommen Ungarn? Oder Polen? Große Spannung herrschte, wenn sie ins Lager einzogen. Obwohl sie von uns ferngehalten wurden, konnte man sie durch den Drahtzaun sehen. Wir versuchten mit Rufen herauszubekommen, aus welcher Gegend sie kamen. Einmal traf eine Gruppe jüdischer Frauen aus Polen ein. Darunter befand sich die Ehefrau eines Häftlings, der jahrelang nichts von ihrem Los gehört hatte. Diesem Paar gelang es, gemeinsam freizukommen.

Die Schuhe von zu Hause waren längst zerschlissen. An ihrer Stelle erhielten wir Holzschuhe, so ähnlich wie die in Holland. Eine Hammerzehe an meinem linken Fuß ist die Hinterlassenschaft eines zu kleinen derben Schuhs, den ich damals erhielt.

Mein Vater kam eines Tages aufs Krankenrevier. Als ich das erfuhr, erschrak ich furchtbar, denn das Revier war eine Einbahnstraße. Wenige kehrten lebendig daraus zurück. Hysterisch rannte ich auf die Krankenstube und fand dort einen sterbenden Rechtsanwalt aus Nyírbátor. Als ich seine Decke anhub, sah ich ein menschliches Skelett. Von den Füßen bis zur Lende stank er vor Fäulnis, und am nächsten Tag hauchte er seine Seele aus. Vater holte ich schnellstens dort ab.

Die Nazis täuschten uns auf allerlei Weise. So teilten sie uns zum Beispiel gelegentlich Postkarten aus, um ihre vermeintliche Gutmütigkeit zu beweisen. Wir durften an die Familie schreiben. In unserer Arglosigkeit glaubten wir, die Familie befände sich irgendwo in einem anderen Lager. Noch wussten wir nicht, was ihr wirklich zugestoßen war. Mein Vater fügte ein paar Zeilen auf meinen Postkarten hinzu und ich auf seinen.

Neid auf Schweine

Im Lager hielt man Schweine für den Lagerkommandanten und seine Assistenten. Tonnenweise wurden Abfälle als Schweinefutter aus der Stadt geholt. Wir waren neidisch auf die Schweine, die bessere Nahrung als wir erhielten. *Siehe, die Schweine fressen und ihr werdet Hungers sterben.* Ich dachte mir, es bleibt keine Wahl, ich muss den Schweinen Futter stehlen. Der Stall war mit Stacheldraht eingezäunt. Um an die begehrte Abfalltonne zu gelangen, kroch ich bäuchlings heran, den Blechteller vor mir ausgestreckt. Die Gefahr bestand darin, dass die Schweine aufwachen, zu grunzen anfangen und damit die Aufmerksamkeit der Soldaten auf den Wachtürmen erregen konnten. Ich dachte mir jedoch, die Soldaten würden es sich zweimal überlegen, ehe sie ihre Waffe gebrauchten, aus Angst, die Schweine zu treffen und sich Ärger mit ihren Vorgesetzten einzuhandeln. Als ich mein Ziel erreicht hatte, tauchte ich meinen Teller in die Tonne, zog ihn wohlgefüllt heraus und verputzte alles im Liegen. Danach füllte ich den Teller erneut, um Vater eine Portion zu bringen. Vater holte ich dann jedes Mal aus dem Block an einen verborgenen Ort, an dem ich den Teller versteckt hatte, und bat ihn, alles an Ort und Stelle aufzuessen, denn ich wollte keine Spuren hinterlassen. Ich habe ihm nie erzählt, woher ich das Essen hatte. Nicht wenige bezahlten mit dem Leben für ihren Futterdiebstahl bei den Schweinen, darunter einer namens Schwimmer, der auf frischer Tat ertappt und auf Befehl von Lagerleiter Sedlak hingerichtet wurde. Von Natur aus bin ich ein richtiger Angsthase, und wenn ich mir im Nachhinein diese Taten in Erinnerung rufe, kann ich selbst kaum glauben, wie ich die Kühnheit aufgebracht habe, mein Leben aufs Spiel zu setzen. Tatsächlich hatte ich wohl gedacht, es sei besser, von einer Kugel hingestreckt zu werden als Hungers zu sterben. *Man sollte den Dieb nicht verspotten, wenn er stiehlt, um seine Gier zu stillen, da ihn hungert*)Sprüche 6,30(.

Ans Lagertor wurde manchmal ein Liegestuhl mit einem getöteten Häftling gestellt, dem man ein Schild auf die Brust gehängt hatte: *So geschieht einem Häftling, der zu fliehen versucht.*

Waggon- und Maschinenbau AG Görlitz (WUMAG)

Die Görlitzer WUMAG-Werke trugen viel zu Hitlers Kriegsmaschinerie bei. Hergestellt wurden unter anderem Flugzeugmotoren, Dieselmotoren für Lastwagen, Pumpen, optische Geräte, Granaten und Panzerwagen.

Als Zwangsarbeiter dienten jüdische Häftlinge, für die man das Konzentrationslager Görlitz-Biesnitzer Grund erbaut hatte. Der Obermeister war für die Werkhalle verantwortlich, und für jede Abteilung gab es einen Meister als Vorarbeiter. Die Meister trugen eine Hakenkreuzbinde am Ärmel. In den Werkhallen wurden die Arbeiter von bewaffneten Soldaten bewacht, die keinen Moment den Blick von ihnen wandten.

Mein Vater und ich wurden der Schweißabteilung des Waggonbaus zugeteilt. Wir verschweißten Eisenplatten und schnitten mit dem Schweißbrenner Blechteile zu. Zum Glück lernten wir das Handwerk schnell. So konnten wir lange an einem Ort bleiben.

In der Halle, in der wir arbeiteten, waren auch einige Frauen beschäftigt. Unter ihnen entdeckte ich Pessil-Leah, die Rabbinerstochter aus Nyírbátor, die noch in Majdan eine gute Freundin meiner Mutter gewesen war. Sie hatte auch ihre Cousine Fejge dabei. Ich konnte den beiden nicht nahe kommen. Wir verständigten uns nur mit Gesten.

Es gab auch französische und italienische Zwangsarbeiter, die unter anderen Bedingungen lebten. Sie wohnten in einem getrennten Lager und wurden besser gepflegt. Sie trugen blaue Overalls. Manchmal steckten sie uns belegte Brote zu, vor allem den Frauen, denen sie mehr Mitleid entgegenbrachten. Das Zumogeln von Broten geschah durch künstlich inszenierte Streitereien und Handgemenge, die die Blicke der Bewacher auf sich lenkten, während andere unterdessen die Nahrung weitergaben. Wenn die Deutschen die Ursache des Streits aufklären wollten, erhielten sie die kurze Antwort: „Nix verstehn“, obwohl einige sehr wohl Deutsch konnten. Ihr Ziel war es, die Produktion soweit wie möglich zu behindern. Wenn sie hörten, dass der Lötzinn auf Lager zu Ende ging, bohrten sie ein Loch in die Wand, schütteten den letzten Rest hinein und sangen den Meistern im Chor: „Kein Zinn! Kein Zinn!“ Eine andere Gruppe sorgte irgendwo für Kurzschluss. Einige dieser Arbeiter wurden erwischt und hingerichtet. Als wir einmal zur Arbeit kamen, sahen wir eine Gruppe tschechischer Zwangsarbeiter mit erhobenen Händen in der Eingangshalle vor dem Haupttor der Werkhalle auf dem Boden sitzen, umringt von Gestapo-Leuten. Ich erfuhr, dass sie der Spionage verdächtigt wurden. Die Deutschen hatten ein Funkgerät entdeckt, dass die Anzahl der produzierten Fahrzeuge weitergegeben hatte. Die gesamte Gruppe wurde hingerichtet.

Der für mich zuständige Meister, dessen Name mir entfallen ist, tat etwas Außergewöhnliches. Er schimpfte und brüllte uns zwar an, so dass wir alle vor ihm zitterten. Aber dann forderte er mich einmal - natürlich wieder schreiend - auf, ihm eine bestimmte Schraube aus dem Lager zu holen und erklärte mir genau, in welcher Schublade ich sie finden würde. Als ich die betreffende Schublade aufzog, lag dort ein belegtes Brot in Packpapier zwischen den Schrauben. Ich aß es schnell und kehrte an den Arbeitstisch zurück. Diesmal konnte ich das Brot nicht mit meinem Vater teilen, denn ich wollte den Meister und mich nicht gefährden. Bei anderer Gelegenheit waren der Meister und ich allein im Lager. Er bat mich, ihm die Hände zu zeigen, zählte meine Finger und sagte: "Du hast doch genauso fünf Finger wie ich. Warum bist du dann hier?" Das würde ich mich auch fragen, antwortete ich. Der Meister gemahnte mich und auch die anderen Häftlinge zur Vorsicht. Sobald wir an unseren Arbeitsplatz zurückkehrten, setzte er sein gespielter Schimpfen und Brüllen fort. Obwohl er sich der Gefährlichkeit seines Tuns bewusst war, brachte er uns ab und zu Essen. Uns war klar, dass es ihn das Leben kosten würde, wenn die Sache aufflog.

Nach der Befreiung durch die Rote Armee stellten wir die Anschrift des guten Meisters fest und erzählten den russischen Offizieren von ihm. Sie schickten Soldaten zu seinem Haus und hefteten einen russisch abgefassten Befehl an seine Tür, der besagte, dass

der Zutritt zu diesem Haus für alle Soldaten strikt verboten sei und man den Bewohner nicht belästigen dürfe. Wir wollten ihm Gutes mit Gutem vergelten und brachten ihm Radioapparate und weitere Geräte, die wir aus anderen Häusern geholt hatten. Der Meister flehte uns an, ihm keine weiteren Geschenke zu bringen. Leider weiß ich seinen Namen nicht mehr und so können wir ihn nicht in Jad Waschem unter die Gerechten der Völker einschreiben.

Die zweite Begegnung mit dem Todesengel

Gelegentlich besuchte eine Gestapo-Kommission die Fabrik, um die Leistungsfähigkeit der Häftlinge zu überprüfen. Wer als Muselmann eingestuft wurde, das heißt, dem Tod durch Verhungern oder Entkräftung nahe war, wurde von der Werkbank weggeholt. Man stellte die Muselmänner auf die Waage, und wer weniger als dreißig Kilo wog, wurde ins Krematorium geschickt.

Bei einer dieser Selektionen wurde ich zusammen mit zwölf anderen Häftlingen ausgesondert. Wir alle brachten keine dreißig Kilo auf die Waage. Ich hörte die Kommissionsmitglieder miteinander reden und sagen: Die können ohne Wachen ins Lager zurückgehen, und morgen werden sie nach Groß-Rosen ins Zentralkrematorium geschickt. Damit schien mein Schicksal ein zweites Mal besiegelt. Ich vermag meine Gedanken und Gefühle in jenem Augenblick nicht zu rekonstruieren. Auf dem ganzen Weg von der Fabrik zum Lager redeten wir kein einziges Wort. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich hatte Momente, in denen ich dachte: Besser so, wenigstens brauche ich nicht mehr zu leiden.

Mir fiel gar nicht ein, dass ich von Vater nicht Abschied genommen hatte. Das kam von der Gleichgültigkeit, die sich meiner bemächtigte. Irgendwie dachte ich nur an Mutter, sagte mir: Ich möchte Mutter vorher sehen. Als wir morgens zur Arbeit marschierten, war ich wie immer mühelos gelaufen. Jetzt auf dem Weg zum Lager musste ich mich an den Häuserwänden abstützen. Ja, ich war derart apathisch, dass ich nicht einmal daran dachte, zu fliehen oder Unterschlupf in einem Haus zu erbitten. Ich taumelte wie betrunken.

Im Lager angelangt, setzte ich mich im Nu von der Gruppe ab, mit der ich zurückgekommen war. Woher ich die Kraft nahm, weiß ich selbst nicht mehr. Ich sah einen alten deutschen Oberfeldwebel einen Tisch auf den Schultern tragen und ergriff instinktiv ein Tischbein. Ich nehme an, das wirkte so natürlich, dass selbst die Wachen an der Sperre nichts fragten. So durchschritt ich mit ihm die Sperre zur Küche der Deutschen, die isoliert vom Lager stand. In der Küche löste ich mich von dem alten Soldaten. Ein jüdischer Koch namens Salzer aus der slowakischen Stadt Kosice sprach mich auf Ungarisch an und gab mir einen Topf zu scheuern. Ich sollte mich auf den Boden setzen und langsam den Topf polieren, und falls der alte deutsche Soldat mir Fragen stellte, sollte ich antworten, ich sei Ungar und von Haus aus Koch. Als der Alte in die Küche zurückkam, fragte er mich tatsächlich, wer ich sei und was ich mache. Ich antwortete ihm, wie Salzer mir aufgetragen hatte.

Innerhalb kurzer Zeit gewann ich das Vertrauen des alten deutschen Soldaten, der für die Proviantversorgung der Küche zuständig war. Er nahm mich mit ins Proviantlager, um Lebensmittel zu holen. Salzer warnte mich, nicht sofort viel zu essen, sondern erst nach und nach, um mich nicht zu gefährden. Ich hielt mich an seinen Rat.

In der Küche versuchte ich mich möglichst unsichtbar zu machen, denn ich fürchtete, Jankel Tannenbaum könnte entdecken, wo ich abgeblieben war. Ich fand mich gut in die Küchenarbeit ein. Mit Salzners Hilfe wurde ich von dem alten Deutschen eingestellt, der fortan nicht mehr ohne mich ins Proviantlager ging. Ich begleitete ihn, eine weiße Schürze um die Lenden gebunden. Während er auf die Leiter stieg, konnte ich mir ein paar Lebensmittel besorgen. Manchmal schenkte er mir auch einige Kleinigkeiten.

Nach einem Monat musste ich zum Appell antreten. Ich erschien mit weißer Schürze und Mütze. Von weitem erkannte mich Vater und wäre vor Überraschung beinahe in

Ohnmacht gefallen. Er hatte nicht im Traum gedacht, mich wiederzusehen, war sicher gewesen, ich hätte das Schicksal der anderen Häftlinge geteilt, die einen Tag nach der Selektion ins Krematorium Groß-Rosen geschickt worden waren. Als es mir gelang, an Vater heranzukommen, sagte er: „Ich hatte schon Kaddisch nach dir gesagt.“

Eines Tages entdeckte mich Jankel Tannenbaum und fragte, was ich machte. Ich war klug genug zu antworten, er solle den alten Deutschen fragen, der als Küchenchef fungierte, aber er wagte es nicht. Es war das einzige Mal, dass ich keine Angst vor ihm hatte. Jetzt schmeichelte er sich bei mir ein, um Lebensmittel von mir zu bekommen. Ich schloss ein Abkommen mit ihm: Er sollte Vater für einige Zeit aus der Fabrik holen und ihn auf dem Lagerhof beschäftigen, denn ich fürchtete, Vater könnte einer ähnlichen Selektion wie ich zum Opfer fallen. So konnte ich Vater mit Nahrung unterstützen. Er bekam die Aufgabe, den Hof in Küchennähe zu reinigen.

Einmal gelang es mir, für Vater ein Paar Lederschuhe zu ergattern, die ich ihm mit großer Freude überreichte. Als er sie anzog, sagte er, er hätte schon vergessen, wie es sich in normalen Schuhen ginge. Eines Tages kehrte Vater von Grabarbeiten zurück - wie ich sah, mit Holzschuhen an den Füßen. Ich fragte ihn, wo die Lederschuhe geblieben seien, die ich ihm besorgt hatte. Er antwortete, er habe sie für einen Dollar verkauft, den er jetzt in seiner Kleidung versteckt halte. Auf meine Frage, was er denn wohl für einen Dollar kaufen könnte, antwortete er natürlich nicht. Es war das erste Mal, dass ich ihm eine Ohrfeige versetzte. Ich kochte richtiggehend vor Wut. Geld hatte im Lager keinerlei Bedeutung.

Meine Aufgabe in der Küche bestand im Schrubben der großen Kessel, in denen für die deutschen Soldaten gekocht wurde. Die Töpfe standen in einer Reihe, waren 80 Zentimeter hoch und hatten alle einen Deckel mit mechanischem Hebewerk. Vor allem musste ich die Außenwände aus Edelstahl auf Hochglanz bringen. Der alte Deutsche gab eigenhändig die Margarine ans Essen. Ich begleitete ihn mit dem Margarinetablett, bewahrte das Einwickelpapier auf, und während er zum nächsten Topf weiterging, fischte ich mit einem Löffel die halb geschmolzene Margarine wieder heraus, wickelte sie in Papier und warf sie unter den Kessel. Einmal konnte ich zwei Eier aus dem Hühnerstall des Oberkommandanten ergattern und briet mit der Margarine Rühreier. Mitten in der Nacht lud ich Vater an ein verstecktes Plätzchen ein und brachte ihm etwas davon. Ich weiß noch, dass Vater sagte: „Du kochst besser als deine Mutter.“

Unterhaltung

Die Leute der Lagerverwaltung beschlossen eines Tages, einen Unterhaltungsabend zu veranstalten. Sie wussten, dass unter den Juden begabte Menschen waren, darunter auch solche, denen die deutsche Kultur nicht fremd war. Bis heute begreife ich nicht, wieso sie einen gemischten Vergnügungsabend zuließen, das heißt, gemeinsam für arische Deutsche und jüdische Häftlinge. Viele unter uns hatten Angst mitzumachen, aus Furcht vor angetrunkenen Deutschen, die in diesem Zustand gefährlich aggressiv werden konnten. Als sie erstmal besoffen waren, sangen sie mit uns jiddische Lieder, die saftige Flüche gegen sie und ihr Regime enthielten.

Aus Deutschland stammende Juden verfassten ein Lied, das zur Lagerhymne avancierte. Seinen Text habe ich aus dem Gedächtnis zusammengesucht:

Wenn der Tag erwacht
Die Sonne lacht
Die Kolonnen ziehen
In des Tages Mühen
Im Morgengrauen

Oh Zwangsarbeit, ich werde dich nie vergessen,
Weil du mein Schicksal bist.

Erwähnenswerte Personen aus dem Lager Görlitz

Dr. Kinros

Dr. Kinros war Arzt auf der Krankenstation. Der sympathische Jude aus Polen, eigentlich Zahnarzt von Beruf, behandelte die Häftlinge insgeheim wie ein praktischer Arzt. Als ein Häftling durch die Kugel eines deutschen Bewachers am rechten Arm getroffen worden war und Infektionsgefahr bestand, amputierte er ihm den Arm unter primitivsten Bedingungen und rettete ihm damit das Leben. Der Mann lebt heute in Israel. Dr. Kinros hat eine Zahnarztpraxis in Tel Aviv. Bei Treffen von Überlebenden des Lagers Görlitz ist er immer hoch angesehen.

Gottlieb

Gottlieb stammte aus Munkacz in Karpathorussland und kam mit seinen Söhnen ins Lager. Er war ein gelehrter, gesetzestreuer Jude mit großem Talmudwissen und wusste als einziger im Lager immer, wann die jüdischen Feiertage waren. Abends saß er mit seinen Söhnen vor dem Block und hielt ihnen mündlichen Talmudunterricht. Er war ein Mann, der stets Menschenantlitz bewahrte und auch im Konzentrationslager die ethischen Grundsätze einhielt. Gottlieb und seine Söhne kamen bei dem berüchtigten Todesmarsch ums Leben.

Frau Izsák

Frau Izsák war Blockälteste im Frauenlager, eigentlich Rechtsanwältin von Beruf und stammte aus der Stadt Kolozsvár. Sie war eine noble Frau, die ihren Weg ging, ohne jemandem zu schaden. Ihr Kopfhaar, das nach dem Abrasieren in Auschwitz nachwuchs, schimmerte silbergrau. Sie war mit ihren drei Töchtern im Lager, bevorzugte sie aber nicht vor den anderen weiblichen Häftlingen. Eine der Töchter arbeitete in der Küche. Der Hilfskoch, ein hässlicher Mann namens Itze, der keinen Hunger kannte, umwarb sie. Wir Häftlinge standen dieser Sache gleichgültig gegenüber. Die Tochter gab seinem Werben nicht nach. Auch nach der Befreiung gab er nicht auf, wurde aber von der Familie abgewiesen.

Fetmann Bácsi

Fetmann Bácsi, 1887 in Ungarn geboren, war Uhrmacher und Goldschmied in Nyírbátor. Wegen seiner Ehrlichkeit brachten die Nichtjuden am Ort ihre Uhren lieber zu ihm. Sein Bruder Mózes war Uhrmacher und für einige Zeit Partner meines Vaters.

Fetmann wahrte die Tradition, gehörte aber nicht den ultraorthodoxen Kreisen an. Er sorgte dafür, dass seine Söhne allgemeine Bildung erwarben, schickte sie dazu nach Budapest und rettete ihnen dadurch das Leben. Alle drei Söhne wanderten nach Israel aus. Fetmann teilte im Lager Görlitz das Bett mit meinem Vater. Ich wohnte in einem anderen Block, besuchte die beiden aber bei jeder Gelegenheit.

Fetmann hatte neben seinem Torawissen auch eine breite Allgemeinbildung. Ich habe viel von ihm gelernt. Er vermochte sich seine Sitte und Menschlichkeit auch unter schwersten Bedingungen zu bewahren, als viele andere ihr Menschenantlitz verloren. Wenn ich Nahrung besorgen oder während meiner Arbeit in der Küche von dort etwas Essbares für meinen Vater mitbringen konnte, gab ich auch Fetmann etwas ab, der selbst bei schlimmstem Hunger bescheiden blieb und kaum etwas annehmen mochte, mit der Begründung, es sei doch für meinen Vater bestimmt. Eines Nachts brachte ich zwei Portionen Pferdefleisch, für meinen Vater und Fetmann. Ein Weilchen später kam Vater weinend zu mir, weil man ihm

das Fleisch gestohlen hatte. Fetmann war bereit, zu seinen Gunsten zu verzichten. Da ich dem nicht zustimmte, teilten wir Fetmanns Portion in zwei. Als ich ihm bei anderer Gelegenheit Essen brachte, sagte er lächelnd: „Schlajme, du bist wirklich ein Engel. Ich habe daheim viel Gold vergraben und verspreche dir, dass du alles bekommst, wenn wir wieder zu Hause sind.“ Fetmann Bácsi starb kurz vor der Befreiung.

Der Lagerälteste Hermann Tschech

„Wenn man den Dieb braucht, knüpft man ihn vom Galgen ab.“ Tschech war wegen Mordes zum Tode verurteilt worden. Das Gerücht besagte, er habe einige Familienangehörige umgebracht. Aber die Nazis bewahrten ihn vor dem Galgen, weil sie meinten, er wäre der passende Mann als Lagerältester für jüdische Häftlinge. Allerdings blieb er Häftling und trug an seiner Kleidung eine Häftlingsnummer mit grünem Dreieck, der Farbe der Deutschen - im Unterschied zum gelben Dreieck der jüdischen Häftlinge.

Hermann Tschech war klein, schielte und trug eine starke Brille mit dickem schwarzem Gestell. Wegen seines schlechten Sehvermögens lief er nachts nicht im Freien herum. Sein Kopf saß praktisch ohne Hals auf den Schultern und er trug immer eine schief sitzende schwarze Schirmmütze. Er sah wirklich scheußlich aus. Es fehlte nur noch der Buckel zu Victor Hugos „Glöckner von Notre Dame“. Er hatte eine heisere Stimme, mit der er meist nicht redete, sondern hysterisch brüllte. Am Gürtel trug er eine Pistole mit langem Lauf, der ihm bis an die Knie reichte, und er zögerte nicht, sie oft zu gebrauchen. Gelegentlich veranstaltete er Fahndungsaktionen nach versteckten Nahrungsmittel in den Stuben und Betten der Häftlinge. Dabei begleitete ihn sein treuer Kamerad Jakob Tannenbaum, der seine Worte ins Jiddische übersetzte.

Etwa eineinhalb Monate vor der Befreiung wurde er des Lebensmitteldiebstahls bei den Soldaten überführt und seines Amtes enthoben. Wie sich herausstellte, hatte Tschech Vorbereitungen getroffen, aus der Gegend zu verschwinden und sich in die amerikanische Besatzungszone abzusetzen, da er fürchtete, nach Kriegsende könnten die Justizbehörden doch noch das Todesurteil an ihm vollstrecken. Bei der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee wurde er geschnappt und vor Gericht gestellt. Mein Freund Israel Grünwald, ein ehemaliger Häftling des Lagers Görlitz sagte gegen ihn aus, und nach kurzem Prozess wurde er gehenkt.

Jakob Tannenbaum, der Lager-Kapo

Über seine Vergangenheit wußte man nur, dass er 1913 in der polnischen Kleinstadt Seiniawe geboren war. Ich habe ihn erst an dem Tag kennen gelernt, an dem ich im Lager Görlitz eintraf.

Als er auf dem Appellplatz vor uns trat, stellte er sich auf Jiddisch vor: „*Ich bin der Lager-Kapo un ich heiss Jankel Tannenbaum.*“ Ich betrachtete es als gutes Zeichen, dass er Jiddisch sprach, denn von zu Hause kannte ich es so, dass Juden einander helfen, und wenn sie Jiddisch sprachen, fielen erst recht alle Schranken. Dies sollte sich als Illusion und bittere Fehleinschätzung erweisen. Mit seinen Untaten war er ein Wolf im Schafspelz. Der Umstand, dass er Jiddisch sprach, war eher ein Nachteil, denn so konnten wir auch in dieser Sprache nichts sagen, was den Deutschen verborgen bleiben sollte.

Offenbar stimmte Jankel Tannenbaum der nationalsozialistischen Weltanschauung zu. Seine Grausamkeit kannte keine Grenzen. Als wir an einem kalten Februartag vor der Arbeit auf dem Appellplatz angetreten waren, fragte er: „Wer ist krank? Wer möchte aufs Revier?“ Einige Häftlinge klagten über wehe Füße. Ihnen befahl er, die Schuhe auszuziehen und barfuß zur Fabrik zu marschieren. Er misshandelte jüdische Häftlinge, warf sie zu Boden und trat sie mit Stiefeln.

Eines Tages entdeckte er, dass Vater, der sehr unter der furchtbaren Kälte litt, sich unter der Kleidung eine Woldecke um den Leib gewickelt hatte. Tannenbaum führte ihn daraufhin an einen Block, befahl ihm, die Hose herunterzulassen und sich zu bücken, und schlug ihn mit fünfundzwanzig Peitschenhieben blutig.

Als mein Vater an die neunzig war, hatte er bereits viele Einzelheiten aus dem Lagerleben vergessen, aber Tannenbaums Schläge vergaß er nie.

Einmal wurde ein Häftling wegen Diebstahls aufgehängt. Tannenbaum leitete die Hinrichtung und sorgte dafür, dass alle dabei waren, um ein Exempel zu statuieren.

In den siebziger Jahren erhielt ich eine Vorladung der Abteilung für Nazi-Verbrechen in der Polizeiwache von Jaffa. Ich wusste nicht, in welcher Sache man mich einberufen hatte. Die zuständige Beamtin legte mir ein Fotoalbum vor. Beim Blättern entdeckte ich Jankel Tannenbaums Foto und rief: „Das ist Jankel Tannenbaum, ausgelöscht sei sein Name!“ Er sah auf dem Bild genauso aus, wie ich ihn zum letzten Mal im Lager gesehen hatte. Sie vernahm mich eingehend über seine Taten und fragte, ob ich bereit wäre, in den USA vor Gericht gegen ihn auszusagen. Natürlich willigte ich ein. Ein paar Tage später wurden auch Vater, der ihn ebenfalls identifizierte, und einige andere ehemalige Häftlinge des Lagers Görlitz vernommen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass Tannenbaum ultraorthodox geworden war, sich mit seiner Familie im Chassidenviertel der Bronx versteckt hielt und Angst hatte, nach Israel zu fahren. Auf der Polizei verriet man mir, dass Tannenbaum nichts von den laufenden Ermittlungen gegen ihn wisse.

Die Sache wurde der amerikanischen Presse zugetragen. Ein Journalist der *Washington Post* interviewte mich telefonisch, wobei er mir mitteilte, er recherchiere im Fall Tannenbaum und habe schon einige ehemalige Häftlinge aus Görlitz in den Vereinigten Staaten interviewt. Später berichtete auch die israelische Presse über Tannenbaums Untaten.

Damit wurde zum erstenmal ein Jude nach dem Gesetz gegen die Nazis und ihre Helfer angeklagt. Die New Yorker Juden fürchteten, es könnte zu einem Ausbruch von Antisemitismus kommen, wenn der Prozess in den USA stattfände, und versuchten, ihn zu vermeiden. Zum Schluss wurde der Fall mit einem Abkommen beigelegt: Tannenbaum war bereit, einzugestehen, dass er manchmal sehr hart mit den Häftlingen umgegangen war. Dafür wurde er mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand und sein hohes Alter nur zur Aberkennung seiner amerikanischen Staatsbürgerschaft verurteilt.

Gustav, der Hauptkoch des Lagers

Außer seinem Vornamen und der Tatsache, dass er aus Polen stammte, weiß ich nichts über seine Vorgeschichte. Gustav sprach Jiddisch und Polnisch und sah nicht jüdisch aus. Mit seiner glänzenden Glatze und der gefurchten Stirn hatte er eher mongolische Züge. Sein Auftreten war derb und vulgär. Jeder Satz war mit einem saftigen Fluch gewürzt. Auch wenn er nicht in der Küche arbeitete, lief er mit seiner weißen Schürze herum, um seinen Stand herauszukehren. Beim Essensausteilen stand er mit seiner Kelle vorn und teilte jedem seinen Schlag trübe Brühe aus, ein Gebräu aus Unkräutern, Steinchen und Sand, das als Suppe bezeichnet wurde. Wehe dem, der es wagte, um einen Zuschlag zu bitten, oder sich vorzudrängeln. Sofort bekam er eins mit der Kelle auf den Kopf und wurde als *Chajess* - Biest beschimpft.

Als ich eines Abends meine Schicht in der Küche der Deutschen beendet hatte, gelang es mir, ein Stück Pferdefleisch hinauszuschmuggeln, das ich Vater mitbringen wollte. Unterwegs stieß ich auf Schlachter Gustav (so nannten wir ihn im Lager). Er entdeckte das Fleisch und begann fluchend auf mich einzudreschen. Natürlich konfiszierte er den Brocken, aber ansonsten kam ich noch einmal gnädig davon.

Ende der fünfziger Jahre suchte mich ein Freund namens David Nechuschtan (vormals Guschinski) auf, der mit seinem Vater im Lager Görlitz gewesen war, und erzählte mir aufgeregt, er habe gehört, dass Gustav in Ramat Hascharon lebe. Ehe wir zur Polizei gingen, fuhren wir nach Ramat Hascharon und fanden tatsächlich heraus, dass Gustav sich sein Brot mit einem Pferdewagen verdiente. Sofort gingen wir zur Polizeiwache Herzlia und erhoben Anzeige gegen ihn. Zu unserem Leidwesen nahm der Polizist die Anzeige ziemlich gleichgültig auf. Es hatte sich damals noch kein richtiges Bewusstsein für den Holocaust entwickelt. Zwei Wochen später erhielt ich eine kurze Mitteilung von der Polizei Herzlia, dass man kein Verfahren gegen Gustav einleiten werde, da jemand anders zu seinen Gunsten ausgesagt habe. Wir beschlossen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Eines Tages passten wir ihn an der Hauptstraßenkreuzung von Ramat Hascharon ab, das damals noch ein kleines Dorf war. Wir wussten, dass seine Frau im Konsum an der Kreuzung arbeitete und er gegen Abend dort mit Pferd und Wagen vorfuhr. Als Gustav ankam, standen wir beide in Militäruniform da, hielten seinen Wagen an, stiegen auf und manövrierten das Gespann so, dass es die Kreuzung versperrte. Als sich ein großer Menschaufmarsch gesammelt hatte, erzählten wir den Anwesenden, wer der Unmensch dort auf dem Wagen sei. Wir schilderten seine Untaten im Lager, und interessanterweise machte Gustav den Mund gar nicht auf. Seine Frau, die nichts von seiner Vergangenheit geahnt hatte, verließ ihn bald darauf. Wir sagten zu ihm: „Gustav! Verreck wie ein Hund, wir werden dich bis ans Grab verfolgen.“ Von jenem Tag an wurde er von den Einheimischen boykottiert. Ein paar Monate später erlitt er einen Herzinfarkt und starb. Kein Mensch gab ihm das Grabgeleit.

Der Todesmarsch

Der Ausdruck „Todesmarsch“ bürgerte sich bei den Lagerhäftlingen ein. Todesmärsche gab es vor allem bei der Räumung von Konzentrationslagern im Endstadium des Krieges. Abertausende mussten wochenlang marschieren, wobei die Nazis die jüdischen Häftlinge nicht nur vernichten, sondern auch quälen wollten,

Für mich war es die schwerste Zeit meines gesamten Lageraufenthalts.

In Reaktion auf den erneuten Vorstoß der Roten Armee Mitte Januar 1945 begann man die Konzentrationslager zu räumen. Als die Rote Armee am 18. Februar 1945 die Stadt Görlitz belagerte, erteilte Kreisleiter Malitz den Befehl zur Zwangsevakuierung des Lagers Görlitz mit den Worten: „Wenn die Stadt unter der Belagerung leidet, werde ich nicht die Anwesenheit von Juden hier dulden.“ Die Evakuierung betraf mehrere Lager. Zu uns kamen Häftlinge aus dem Lager Bunzelau, die besser aussahen als wir. Unglücklicherweise wurde ihr Lager erst einige Stunden nach ihrem Abmarsch erobert.

Es ging das Gerücht, unser Ziel sei Tirol. Ähnliches erzählten die Häftlinge aus Bunzelau. Die Deutschen holten Karren aus der Stadt, auf die sie ihren Proviant und ihr Gepäck luden. Die Häftlinge erhielten Befehl, auf dem Appellplatz anzutreten, ausgerüstet mit einer Woldecke, einem dünnen, kleinen Rucksack, der auf Jiddisch *Broittarbele* hieß, und einem Blechteller.

Der Lagerälteste Tschech erklärte, wer nicht marschtauglich sei, solle seitlich heraustreten. Dreihundert traten heraus. Tschech fragte sie, ob sie marschbereit wären, wenn er ihnen bessere Holzschuhe verschaffe. Hundert bejahten. Tschech beorderte sie in Block 2. Als alles zum Abmarsch bereit war, betrat Tschech diesen Block, nahm den Leuten Schuhe, Woldecke und Jacke ab, schickte sie in die Februarkälte hinaus und ließ sie an Stelle von Pferden die beladenen Karren ziehen.

Alle Lagerhäftlinge, Männer und Frauen (außer den zweihundert Kranken), warteten auf den Abmarschbefehl. Eine SS-Einheit, darunter auch Ukrainer, die für ihre Grausamkeit und ihren Judenhass berüchtigt waren, marschierten als Begleitwachen ins Lager ein.

Die dritte Begegnung mit dem Todesengel

An jenem Tag hatte ich die ganze Nacht gearbeitet und war voll angezogen auf dem Bett eingeschlafen. Ich schlief so fest, dass ich nichts von dem hörte, was um mich her vorging. Plötzlich bekam ich einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Vor mir standen drei SS-Soldaten mit ihren berühmten Helmen, die Seitengewehre auf mich gerichtet, und ich hörte sie „Hände hoch“ brüllen.

Der Kolbenschlag hatte mich verwundet, das Blut lief mir übers Gesicht. Ich musste mit erhobenen Händen hinausmarschieren, begleitet von den SS-Leuten. Diesmal glaubte ich wirklich, dies wäre meine Ende, besonders, als ich die vielen Schüsse ringsum hörte, genau wie auf einem Schlachtfeld. Ich dachte, gleich käme ich auch an die Reihe. Als die Evakuierung angekündigt wurde, hatten sich rund achtzig Häftlinge unter den Baracken versteckt, in der Hoffnung, bald kämen die Russen und würden sie befreien. Ich hörte Jankel Tannenbaum die Verborgenen auf Jiddisch heraufrufen, dann wurden sie kaltblütig erschossen. Mit jedem Schritt vorwärts, in Begleitung der SS-Wache, sah ich mich dem Grab näherkommen. Ich wusste nicht, was man in einer solchen Lage sagt. Vater war draußen und ich bedauerte, nicht von ihm Abschied nehmen zu können. Sie führten mich aus dem Lager hinaus zu den Abmarschbereiten. So wurde ich von der dritten Begegnung mit dem Todesengel gerettet. Ich werde nie begreifen, aus welchem Grund sie mein Leben schonten.

Als ich zu Vater trat, war er völlig verblüfft, denn er hatte sicher geglaubt, ich sei unter den achtzig Häftlingen gewesen, die im Lager erschossen worden waren. „Unglaublich“, sagte er, „wieder bist du aus dem Jenseits zurück gekehrt?“ Verbandszeug

hatten wir nicht, aber mit Hilfe einiger Lappen gelang es den anderen, die Blutung an meinem Kopf zu stillen.

Der Marsch begann, die Wächter zeigten ungewöhnliche Nervosität. Sie fürchteten, unterwegs auf die Russen zu treffen und selbst in Gefangenschaft zu geraten. Unter den SS-Leuten, die uns bewachten, waren, wie gesagt, viele Ukrainer, die nun gewiss etwas zu befürchten hatten. Wenn sie den Russen in die Hände fielen, machten diese kurzen Prozess mit ihnen, aber trotzdem hatten sie kein Erbarmen mit uns, sondern fuhren fort mit Quälen und Morden.

Nach einem Marsch von sechs Kilometern - für uns eine schier endlose Entfernung - gelangten wir zu einem Bauernhof in Kunnerwitz. Wir wurden im Pferdestall untergebracht. Auf dem Gelände fanden wir Zuckerrüben in der gefrorenen Erde. Wir fertigten provisorische Grabstöcke, mit deren Hilfe wir die Rüben ausgruben. Das war die einzige Nahrung, die uns nach zwei Tagen über die Lippen kam. Die Rüben verursachten Sodbrennen im Hals. Das aus dem Lager mitgebrachte Brot hatten sich die Blockältesten und die Kapos genehmigt.

Dem Lagerältesten Tschech fiel ein, dass er rund zweihundert Kranke im Lager Görlitz zurückgelassen hatte. Er ging zurück, holte hundert von ihnen heraus, ließ sie unter großen Qualen marschieren und brachte sie zu uns. In Kunnerwitz ließen wir zahlreiche Tote zurück. Einen Teil von ihnen hatte man umgebracht, andere waren an Ruhr gestorben.

Wir marschierten weiter über die Ortschaft Friedensdorf nach Sohland. Auch in diesem Dorf wurden wir im Pferdestall eines Bauernhofs untergebracht. Der Ort bot ein wenig Schutz vor der schlimmen Kälte. Wir lagen auf dem Stroh, auf dem Heuboden über uns lagerten die Frauen. Auch hier ernährten wir uns von Zuckerrüben, die wir mit Glasscherben aus der Erde gruben, und von Suppe, die wir aus Wildkräutern kochten. In Sohland starben weitere Häftlinge an Ruhr. Nach ein paar Tagen erklärte der Lagerälteste Tschech, wir würden den Marsch fortsetzen, und am Zielort bekämen wir etwas zu essen. Etwa fünfzehn Häftlinge blieben zurück, um auf dem Hof sauberzumachen. Sie stießen ein paar Stunden später wieder zu uns. Wir mussten zum Appell antreten. Der Befehlshaber fragte: „Wer kann nicht mehr weitergehen?“ Neun Häftlinge meldeten sich. Man ließ sie einen Karren besteigen, auf dem auch ein paar Leichen lagen. Dann warf man noch ein paar Hacken und Schaufeln mit auf. Anfangs freuten sich die neun Häftlinge, dass sie fahren durften, aber unterwegs wurde der Wagen vom Weg auf ein Feld am Waldrand umgelenkt. Die neun mussten absteigen. Die Ukrainer gaben ihnen die Schaufeln in die Hand und befahlen ihnen, eine Grube auszuheben. Die Häftlinge begriffen, dass das ihr Ende war. Unter ihnen befand sich ein junger Jude von etwa siebzehn Jahren aus Ungarn. Er rannte von einem Ukrainer zum andern, fiel einem zu Füßen, umschlang seine Knöchel, flehte weinend um sein Leben und rief: „Ich kann gehen, ich mach alles, was ihr sagt, lasst mich am Leben.“ Aber ehe er noch sein Flehen beendet hatte, streckte ihn eine Kugel nieder.

Als er uns um Erbarmen anflehte, haben wir nicht auf ihn gehört (Genesis 42,21).

Beim Weitermarsch waren die Häftlinge so geschwächt, dass einer nach dem anderen unterwegs tot umkippte. Es marschierten auch ein paar Schwestern mit uns. Eine brach zusammen und wurde erschossen. Die anderen sanken eine nach der andern auf ihren Leichnam und wurden ebenfalls umgebracht. Ich weiß nicht mehr, wie viele Schwestern es waren, aber diese Metzelei hat sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt. Ich erinnere mich noch, dass der älteste Scharführer an die sterbenden Mädchen herantrat und ihnen den Gnadenschuss gab. An jenem Tag blieben hundertsiebzehn Opfer am Wegrand liegen. Plötzlich bemerkte ich bei Vater eine gewisse Gleichgültigkeit. Er wäre beinahe hingefallen, was den Tod bedeutet hätte. Ich hielt ihn mit Gewalt aufrecht und schrie ihn an: „Jetzt marschieren wir den ersten Kilometer!“ Offenbar half das, er marschierte weiter.

Wir kamen in die Ortschaft Rennersdorf, wurden wieder im Pferdestall eines Bauernhofs untergebracht. Der Ort wirkte wie eine Geisterstadt, die ganze Gegend war

menschenleer. Alle waren aus Angst vor den Russen geflohen, die bereits sehr nahe standen. Hier musste man länger als geplant bleiben, weil die deutsche Wehrmacht um ihr Leben flüchtete und die Straßen daher für uns verstopft waren.

Die Eigentümer des Bauernhofs, die bereits vorher geflohen waren, hatten die Pferde mitgenommen, die Schafe aber zurückgelassen. Die Deutschen schlachteten sich Schafe, warnten uns jedoch, wer sich an den Schafen vergreife, sei des Todes. Hier teilte man uns auch je eine Scheibe Brot zu, die jeder wie einen Schatz in seinem Rucksack hütete, um sie krümelweise zu essen. Als ich eines Morgens aufwachte - ich lag zwischen Vater und einem anderen Juden -, spürte ich, dass dieser sich nicht mehr regte, und suchte als erstes sein Brot. Als ich es gefunden hatte, freute ich mich an dem Fund.

An jenem Morgen erschien der ältere Soldat, der die Küche der Deutschen unter sich hatte, und rief mich: „Farzer, komm schnell.“ Er forderte mich auf, den geschlachteten Schafen das Fell abzuziehen. Von ihm erfuhr ich, dass kranke Schafe für die Häftlinge gekocht werden sollten. Ich fand eine Methode, die Schafe krank zu machen. Ich ging in den Pferch, trat einem Schaf in den Bauch, dass es umkippte, und erklärte: „Dies ist krank.“ Auf diese Weise bekamen wir nach langem Hungern etwas in den Magen.

Nach drei Wochen Aufenthalt in Rennersdorf erging am 23. März Rückmarschbefehl nach Görlitz. Die Deutschen gaben zu, dass keinerlei Möglichkeit bestand, nach Tirol durchzukommen. Später erfuhr ich, dass Malitz, der Kreisleiter von Görlitz, uns sofort nach Görlitz zurückbeordert hatte, damit wir Schützengräben für die deutsche Wehrmacht ausheben sollten, um die Stadt gegen die Rote Armee zu verteidigen.

Vor dem Abmarsch gab es einen Appell. Solche Appelle waren etwas Alltägliches. Die Deutschen wollten wissen, wie viele Häftlinge noch übrig waren. Wir standen rund dreißig Kilometer von Görlitz entfernt. Sie fragten, wer marschunfähig sei. Es meldeten sich rund hundert Leute, die per Laster ins Lager Görlitz gefahren wurden. Als wir dort eintrafen, fanden wir sie lebend vor. Auch die Kranken, die im Lager verblieben waren, lebten noch.

Wir waren einen ganzen Tag bis zum Lager marschiert. Das gute Wetter hatte uns das Gehen erleichtert. Zum Glück wurde der Lagerälteste Tschech beim Stehlen ertappt, seines Amtes enthoben und durch einen humaneren Mann ersetzt.

Bei diesem Marsch verloren wir etwa tausend der ursprünglich tausendfünfhundert Personen.

Die Befreiung

Am 2. Mai 1945 brachte ich wie gewohnt dem Oberleutnant sein Frühstückstablett. Plötzlich erschien ein Kurier, ein deutscher Soldat mit Stahlhelm, und legte dem Oberleutnant ein Zeitungsblatt auf den Tisch, das Hitlers Bild schwarz umrahmt zeigte, mit der Unterschrift: *Der Führer ist tot!* Außerdem überbrachte er Weisung, die Häftlinge zu befreien.

Vor Aufregung ließ ich das Kaffeetablett fallen, rannte in Richtung des Frauenlagers, dessen Eingang der Schreibstube gegenüber lag, und rief den ganzen Weg: "Wir sind frei!" Die Frauen dachten, ich hätte den Verstand verloren. Ich wechselte die Richtung zum Männerlager, rannte zu Vater und rief die ganze Zeit weiter: „Wir sind frei!“ Auch dort empfing man die Botschaft mit Skepsis. Eine Stunde später erschien der Oberleutnant im Lager, redete die Häftlinge, denen er begegnete, mit „mein Herr“ an, was bedeutete, dass wir wieder Menschen waren, und sagte: „Sie können die Nummer abmachen, Sie sind frei.“ Der Oberleutnant ließ Männer und Frauen zum Appell rufen, um unsere Befreiung offiziell zu verkünden. Bei dem Appell erklärte der Offizier, dass die Lagerbesatzung auf die amerikanische Seite überlaufen werde, und bat die ehemaligen Häftlinge, sich ihnen anzuschließen. Zu seinem Leidwesen kam außer den Kapos und den Stubenältesten keiner mit.

Der Wind der Freiheit wehte den Häftlingen um die Nase. Einige drangen in die Offiziersunterkünfte ein und klauten den Männern die Schuhe. Die Offiziere liefen ihnen in Unterwäsche nach und flehten sie an, ihnen die Schuhe wiederzugeben. Der ältliche Oberscharführer von der Küche der Deutschen bat mich, ihm zu helfen, die Wagen mit Proviant für unterwegs zu beladen. Ich rief sofort Vater, der weitere Leute mitbrachte. Der Alte stand im Vorratsraum und übergab mir Kartons mit allen möglichen Konserven, die ich auf den Wagen laden sollte. Draußen hatte sich eine Menschenkette gebildet. Ich übergab die Kartons an Vater, der sie wiederum weiterreichte. Auf den Wagen gelangte nichts. Die Nahrungsmittel verschwanden unter der Hand. Der Mann kam heraus und erkannte die Lage, sagte aber kein Wort.

Alle Deutschen gingen. Wir blieben allein zurück, trauten uns wegen der Kämpfe, die noch in der Stadt tobten, jedoch nicht aus dem Lager.

Sonderbarerweise schloss Jankel Tannenbaum sich anfangs den Feiernden an, tanzte *Hora*, den israelischen Tanz, und erzählte, er habe früher dem zionistischen Jugendbund Haschomer Hazair angehört. Aber sehr schnell nahm er doch die Beine in die Hand und floh aus Angst vor Rache.

Es waren warme Tage. Wir holten die Öfen aus den Baracken und kochten darauf Mahlzeiten aus den Lebensmitteln, die wir den Deutschen weggenommen hatten. Als wir draußen waren, tauchte ein russisches Flugzeug auf und warf Bomben auf uns ab. Ich stand neben Vater und sagte naiv: *Kuck, s'fallen Fischelech* - Guck mal, es fallen kleine Fische. Doch dann folgte ein ungeheurer Luftstoß. Ich flog durch die Luft und fand mich weit von meinem vorigen Standort entfernt wieder. Zum Glück wurden nur zwei Personen leicht verletzt.

Im Nachhinein erfuhr ich, dass die Deutschen, die den Russen in die Hände gefallen waren, ihnen aufgebunden hatten, unser Lager sei ein wichtiger Militärstützpunkt, in der Hoffnung, durch die Bombardierung würden Beweismittel gegen sie ausgelöscht.

Am nächsten Tag ging ich mit Vater aus dem Lager heraus. Wir hörten Schüsse und suchten Deckung. Plötzlich befanden wir uns zwischen Wehrmachtssoldaten, die Geschütze abfeuerten. Die Deutschen kümmerten sich nicht um uns. Wir setzten uns in einen Unterstand hinter ihnen und beobachteten ihr Tun. Dann kehrten wir ins Lager zurück. Die Bombenangriffe dauerten an. Wir suchten Unterschlupf und fanden Schutz in der Ziegelfabrik.

Am 8. Mai 1945 saßen wir immer noch in dem Gebäude, ohne zu wissen, was draußen vor sich ging. Einer von uns erklärte sich bereit, im Schornstein hochzuklettern, um die Lage zu peilen. Als er oben angelangt war, schrie er: „Die Russen sind da!“ Wir liefen hinaus und sahen, dass die Russen die Stacheldrahtzäune durchschnitten. Wir überhäufte sie mit Küssen. Es war das erste Mal seit langer Zeit, dass mir Tränen aus den Augen rannen.

Die Russen rieten uns, in die Stadt zu gehen und die Häuser von geflohenen Deutschen zu besetzen, um dort zu wohnen. Aber erst mal sollten wir die Kleidung wechseln. Die Häftlingskleidung wurde im Lager verbrannt. Wir nahmen Pessil-Leah, die Tochter des Rabbiners von Nyírbátor, und deren Cousine Fejge mit und bezeichneten uns als Familie. Pessil-Leah war angeblich Vaters Ehefrau und Fejge meine Schwester. Diesmal nahmen wir uns vor den russischen Soldaten in Acht, vor allem, wenn sie betrunken waren. Wir bezogen ein prächtiges Wohnhaus, hatten mehrere Stockwerke zur Verfügung. Ein paar Freunde aus dem Lager schlossen sich uns an und wir führten das Leben einer Kommune. Wir sammelten aus den Häusern der Deutschen Lebensmittel zusammen und speisten mit den Freunden. Hatten wir ein Stockwerk schmutzig gemacht, zogen wir ins nächste um. Eines Tages erschien ein Deutscher, der zaghaft behauptete, er sei der Hauseigentümer. Wir empfingen ihn mit Freuden, denn nun konnte er uns bedienen. Im Keller fanden wir Weckgläser mit eingemachten Früchten und hausgemachten Marmeladen, fein säuberlich auf Regalen aufgereiht und mit Inhalt und Zubereitungsdatum beschriftet. Für uns war das ein wahrer Schatz. Aber wir achteten sehr darauf, nicht zu viel auf einmal zu essen, sondern dem Körper Zeit zu lassen, sich langsam wieder an üppigere Nahrung zu gewöhnen. Die Russen wussten nicht, wie man solche Weckgläser öffnet, und wandten Gewalt an. Eines Tages fanden wir eine Ziege im Keller. Wir schlachteten sie in der Wohnung auf den teuren Teppichen, und als wir mit dem Festessen fertig waren, zu dem wir alle ehemaligen Häftlinge eingeladen hatten, denen wir auf der Straße begegnet waren, übersiedelten wir in ein anderes Stockwerk und überließen das Säubern unserem Diener.

Die Straße sah aus wie am Purimfest. Die Leute trugen erbeutete Kleidungsstücke, die ihnen überhaupt nicht passten, denn die meisten befreiten Häftlinge waren ja völlig abgemagert. Sie hatten komische Hüte auf dem Kopf und Sonnenbrillen auf der Nase. Man kannte einander kaum wieder. Ich betrat ein Fotostudio und nahm mir zwei Profikameras. Da ich nicht die Kraft besaß, sie auf der Schulter zu tragen, schleppte ich sie über die Straße, ohne zu wissen, wozu ich sie eigentlich hatte mitgehen lassen.

Freunde, die mir unterwegs begegneten, warnten mich, lieber nicht mit Fotoapparaten herumzulaufen. Die Russen könnten mich für einen Spion halten. Sofort warf ich die Kameras weg.

Der erste Jude aus der Roten Armee, den ich kennen lernte, hieß Gerschon. Vom Judentum hatte er keine Ahnung, aber er sprach gut Jiddisch. Er diente in der Kommandantur, dem Hauptquartier. Gerschon sagte mir, wir sollten uns an ihn wenden, wenn wir Probleme hätten. Die russischen Soldaten besuchten uns oft zu Hause. Einer forderte mich auf mitzukommen, um in den Häusern der Deutschen nach Wertsachen zu suchen. Vor allem hatte er es auf Uhren und Schmuck abgesehen. Bevor wir loszogen, vereinbarten wir: Das Gold für dich, die Uhren für mich. Als wir die erste Wohnung betraten, sah er eine Türklinke aus Messing, rief mir zu: „Da ist Gold!“ und dachte, damit hätte ich meinen Teil bekommen. Zu meinem Glück fand er Uhren im Haus. Ich weiß nicht, wie die Sache sonst ausgegangen wäre. Im Salon stand ein Büffet aus Kirschbaumholz voll Kristall und feinem Porzellan. Der Soldat nahm seine automatische Waffe und schoss einmal quer darüber.

Vater entwickelte sich zum Materialisten und begann Wertgegenstände zu horten. In einer Wohnung entdeckte er in einem Versteck unter dem Fußboden einen wohlgefüllten Schmuckkasten, den er heimbrachte. Danach durchkämmte er weitere Häuser und ließ von Bettzeug bis Fahrrädern alles mitgehen. Er scheute nicht einmal Gewalt, um sich Dinge

anzueignen. Einmal sah er eine Frau einen kleinen Handwagen mit Wassereimern ziehen, denn die Wohnungen hatten noch kein fließendes Wasser. Vater lief zu ihr hin, warf die Eimer heraus, verschüttete das Wasser und konfiszierte den Wagen, der ihm von nun an zum Abtransport von Beute diente.

Die ersten Nachrichten über das Schicksal unserer Familie erhielten wir von jüdischen Offizieren der Roten Armee. Sie erzählten von den Krematorien in Auschwitz. Ich wollte nicht glauben, dass meine Mutter und die Kinder auf solche Weise vernichtet worden waren. Als sich die Dinge als wahr erwiesen, hatte ich keine Ruhe mehr in Görlitz. Ich wollte so schnell wie möglich nach Hause kommen und mich selbst davon überzeugen, dass die Familie nicht heimgekehrt war. Die Freude über die Befreiung schlug in Trauer um.

Eines Abends erschienen ein paar betrunkene russische Soldaten in unserer Wohnung und wollten sich über die Mädchen hermachen. Ich spürte die Gefahr und hastete zur Kommandantur, in der mein jüdischer Freund Gerschon diente. Als ich ihm von dem Geschehen berichtete, spannte er seine Waffe, rannte damit zu unserer Wohnung und brüllte die Soldaten an: „Haut ab oder ich schieße“, worauf er mehrmals auf Russisch wiederholte: „Sie sind meine Schwestern!“ Die Soldaten suchten erschrocken das Weite.

Als ich eines Tages mit Vater im Stadtzentrum spazieren ging, entdeckte ich plötzlich eine bekannte Gestalt. Ich sagte zu Vater: „Guck mal, das ist ja der Obermeister.“ Der Mann schob ein Fahrrad und trug eine blaue Armbinde mit der Aufschrift *Volkspolizei*. Wir gingen zu ihm. Er hatte Mühe, uns wieder zu erkennen. Ich bat Vater, auf ihn aufzupassen, und rannte los, um russische Soldaten zu suchen. Schließlich fand ich drei, erzählte ihnen, worum es ging, und als wir zu dem Obermeister kamen, sprach einer der Soldaten ihn auf Deutsch an: „Herr Obermeister, erinnern Sie sich an mich?“ Der Soldat war ein Jude, der zwei Jahre vor unserer Ankunft in Görlitz als Häftling bei der WUMAG unter eben diesem Obermeister gearbeitet hatte, aber geflohen war und sich erst den Partisanen, dann der Roten Armee angeschlossen hatte, in einer Sondereinheit, die seine deutschen Sprachkenntnisse und seine Ortskenntnis ausnutzte. Der Soldat sagte uns auf Jiddisch: *Das is mein Secheure* - das ist mein Geschäft, und nahm den Deutschen mit.

Der Weg nach Hause

Der Rückweg war mit vielen Erlebnissen und Abenteuern verbunden. Wir wollten uns nicht lange in Görlitz aufhalten, in dem Gedanken, es befände sich womöglich ein Überlebender der Familie daheim. Deshalb strebten wir so schnell wie möglich nach Nyírbátor, nach Hause. Allerdings war es schwer, „nach Hause“ zu sagen.

Die Kommandantur der Roten Armee stellte uns Gruppenpassierscheine aus. Vater packte seine Siebensachen in mehrere Koffer und Tragkisten und dann auf zwei Fahrräder. Wir hievten das Gepäck auf das Dach des Zuges und fuhren zu viert: Vater, ich, Pessil-Leah und Fejge. Die Wagen waren von russischen Soldaten besetzt. Daher kletterten wir aufs Dach und saßen dort eng gedrängt mit anderen früheren Lagerinsassen. Im Verlauf der Fahrt nahmen die Russen uns die beiden Fahrräder weg, was ich überhaupt nicht bedauerte, weil wir nun weniger Kram mitzuschleppen hatten.

Gegen Abend erreichten wir den Bahnhof von Reichenberg, dem heutigen Liberec. Unser Zug wurde auf ein Nebengleis geleitet, wo wir mehrere Stunden Aufenthalt haben sollten. Die russischen Soldaten waren in der Mehrzahl betrunken, wir fürchteten, sie könnten uns etwas antun. Um die Angst loszuwerden, kletterte ich vom Wagendach und machte mich auf die Suche nach Juden unter den Soldaten. Plötzlich hörte man Schüsse aus dem nächtlichen Dunkel des Waldes gegenüber der Bahnstation. Trotz ihres angetrunkenen Zustands konnten sich die russischen Soldaten schnell formieren und das Feuer vehement erwidern. Sie benutzten auch Flammenwerfer, mit denen sie beim Vorstoß die Waldränder in Brand setzten. Wie sich herausstellte, hatten sich im Wald ein paar deutsche Soldaten versteckt, für die der Krieg noch nicht vorüber war. Ich hörte die Schreie der Deutschen, die sich ergeben wollten, aber die Russen schonten sie nicht. Nach beendetem Einsatz sofften sie weiter wie zuvor.

Bei der Fahrt durch deutsches Gebiet sah ich zerstörte Städte, zerbombte Häuser und besiegte Menschen. Im Stillen wünschte ich mir, es möge Gerechtigkeit geschehen und Deutschland für immer zerstört bleiben. Ich sprach den Deutschen das Daseinsrecht unter den Menschen ab.

Von Reichenberg kamen wir in die slowakische Hauptstadt Bratislava. Im Hauptbahnhof waren bereits viele Züge eingelaufen, darunter auch ein Zug mit ehemaligen Lagerinsassinnen, noch in Häftlingskleidung, mit Holzschuhen an den Füßen. Die Frauen saßen auf Plattformen. Plötzlich erschien ein russischer Oberstleutnant, der sich als Jude entpuppte. Er war entsetzt beim Anblick der Überlebenden, befahl, uns Nahrung zu bringen, und redete Jiddisch mit uns. Als er einen Zug mit deutschen Gefangenen sah, wies er seine Soldaten an, die Türen zu öffnen, und erklärte, die Deutschen sollten mit den Frauen die Schuhe tauschen. Ein Soldat sagte: "Der Holzschuh ist zu klein für die Füße des Deutschen", worauf er ihn anbrüllte: "Nimm halt einen Hammer und schlag seinen Fuß rein."

Etwas später lief ein Zug mit deutschen Flüchtlingen ein. Der Offizier erteilte Anweisung, die Leute aus dem Zug zu holen und zwischen Männern und Frauen zu trennen. Dann schickte er jede Gruppe in eine andere Richtung weiter. Sobald er sich beruhigt hatte, sagte er auf Jiddisch: *A kleine Nekama. Sallen sej spirn, was s'is geschen in Auschwitz.* (Eine kleine Rache. Sollen sie mal spüren, was in Auschwitz geschehen ist.)

In Bratislava wurden wir der Obhut des "Joint" (American Jewish Joint Distribution Committee) übergeben und zum Ausruhen im Doxa Hotel untergebracht. Inzwischen hatte ich mehr und mehr Einzelheiten über die Vernichtungslager erfahren, was mich in inneren Aufruhr versetzte und mir keine Ruhe ließ. Durch Bratislava kamen Überlebende aus verschiedenen Lagern und beim Zusammentreffen erzählte jeder seine Geschichte. Unfähig, im Hotel zu bleiben, wanderte ich durch die Straßen, in der Hoffnung, es geschähe womöglich ein Wunder und ich würde meine Familie treffen. Jede Gestalt, die ich von

weitem erblickte, sah mir gleich diesem oder jenem Verwandten ähnlich. Aber es waren nur Trugbilder, wie eine Fata Morgana.

Während ich noch gedankenverloren durch die Straßen schlenderte, kam mir Lipa Teitelbaum, der Sohn des Rabbiners von Nyírbátor, Pessil-Leahs Bruder, entgegen. Im ersten Moment erkannte er mich nicht. Ich fragte ihn auf Jiddisch, ob er seine Schwester sehen wolle, was er apathisch bejahte. Ich nahm ihn mit ins Hotel, damit er seine Schwester Pessil-Leah treffen konnte, und er schloss sich uns an. Die Begegnung mit ihm weckte neue Hoffnungen bei mir.

Auf der Straße traf ich einen hochrangigen jüdischen Offizier. Er erkannte sofort, dass ich aus den Lagern kam, und freute sich, mit mir Jiddisch sprechen zu können. Er zog Fotos von seiner Familie aus der Tasche und zeigte sie mir: "Das ist meine Frau, das ist mein Sohn..." So stellte er stolz alle anderen vor. Der Offizier begleitete mich zum Hotel und wollte nicht weichen, bis wir ihm von den Lagern erzählt hatten. Nachdem er gegangen war, kam ein Lastwagen voll guter Sachen und die Soldaten luden die für uns bestimmten Lebensmittel ab. Ehe wir Richtung Ungarn weiterfahren, erhielten wir neue Ausweise, die uns als Reisepässe dienten.

Am 6. Juni 1945 kamen wir in Budapest an. Man schickte uns zum Gemeindezentrum am Betlehentér Platz, wo alle Lagerüberlebenden in Empfang genommen wurden. Wir erhielten Ausweise, Geld und erste Hilfe. Die Anschlagtafeln im Gemeindezentrum waren voll mit Suchanzeigen nach Verwandten. Ich las die Anzeigen einmal und ein zweites Mal, fand jedoch zu meinem größten Bedauern niemanden von meiner Familie.

Ein paar Tage später gelangten wir nach Nyírbátor.

Bildlegenden

Titelblatt: *Schlajme*

Seite 5: *Ich Schlajme, mein Bruder Bernard, meine Schwester Lili und mein Bruder Izsail*

Seite 6: *Die Familie meiner Mutter bei der Hochzeit der Tochter ihres Bruders Alter. In der zweiten Reihe sitzt meine Mutter mit meinem Bruder Levy auf dem Schoß und meinem Bruder Izsail daneben. Rechts steht der Bruder meiner Mutter, Shlomo.*

Seite 7: *Als ich Majdan verließ, war ich fünf Jahre alt.*

Seite 8: *Mein Großvater, Reb Jizchak Silber (dieses Bild habe ich 1954 gezeichnet).*

Seite 13: *Die Mime*

Seite 14: *Die Landkarte, die mein Großvater Itzhak gezeichnet hat*

Seite 16: *Das Rathaus von Nyírbátor*

Seite 24: Rechts oben: *Das Eingangstor des Hauses*

Links oben: *Der Durchgang zum Hof*

Unten: *Am Ende des Hofes wohnten wir*

Seite 25: Oben: *Mein Bruder Bernard mit Frau Reich*

Unten: *Mein Bruder Bernard mit meiner Schwester Lili*

Seite 27: *Die orthodoxe Synagoge von Nyírbátor*

Seite 30: *Rabbiner Aaron Teitelbaum*

Seite 34: Oben: *Die jüdische Schule in Nyírbátor*

Rechts unten: *Die Eiche, auf die wir in den Pausen kletterten*

Links unten: *Das Schultor*

Seite 40: Oben: *Großvater Abraham Elieser und Großmutter Scheindel*

Unten rechts: *Großvaters Haus in Nyírbátor*

Links unten: *Großvaters Grabstein auf dem Friedhof von Nyírbátor*

Seite 47: *Mutter in ihrer Jugend*

Seite 48: *Einladung zur Hochzeit meiner Eltern, aufgesetzt von meinem Großvater Reb Jizchak Silber, am 2. August 1925 in Sátoraljaújhely.*

Seite: 49: *Vater*

Seite 56: *Die berüchtigte ungarische Gendarmerie - Csendör*

Seite 61: *Der Weg zur Hölle - Schlajme*

Seite 65: *Auschwitz. Oben: Die erste Selektion: getrennte Reihen für Frauen und Männer.*

Unten: *Aussteigen aus den Zügen, Beginn der Selektion.*

Seite 70: *Die Boxen in der Wohnbaracke*

Seite 74: *Teilansicht des Konzentrationslagers Görlitz*

Seite 79: *Den eingezeichneten Weg gingen wir alltäglich vom Lager zu den WUMAG-Werken und zurück.*

Seite 90: *Hebräische Presseartikel über Jankel Tannenbaums Untaten.*

Seite 92: *Die Strecke des Todesmarsches. Die Wegstationen, an den wir Halt machten, sind eingerahmt.*

Seite 96: *Die Täter: rechts Malitz, links Meinshausen beim Prozess.*

Seite 100: *Schädel von Lagerhäftlingen, die man in einem Massengrab fand.*

Seite 103: *Als wir in Budapest ankamen, erhielten wir diese Bestätigung, dass wir aus Auschwitz zurückgekehrt waren.*

Rückkehr nach Nyírbátor

Ich kehrte erwartungsvoll und mit gemischten Gefühlen nach Nyírbátor zurück: Vielleicht würde ich einige Überlebende von meiner Familie dort finden? Leider erwies sich das als reine Illusion.

Bei meiner Rückkehr in die Kleinstadt, aus der ich ein Jahr zuvor deportiert worden war, dachte ich mir trübselig und beklommen: Ist das wirklich die Stadt, die ich gekannt habe? Wehmütig betrachtete ich den Marktplatz, der den Mittelpunkt des Geschäftslebens bildete: Die Läden rings um den Platz hatten zumeist Juden gehört. Mir kam es vor, als sei hier die Uhr stehen geblieben, als befände ich mich in einer Geisterstadt. Ich ließ den Blick über die Ladenschilder schweifen, die noch die Namen der alten Besitzer trugen - ich hatte sie fast alle gekannt - und meinte Grabsteine auf einem Friedhof zu sehen. Die jüdischen Gemeindeeinrichtungen, in denen sich einst reges Leben abgespielt hatte, waren menschenleer. Einige Institutionen, wie beispielsweise die Talmud-Tora-Schule und das Stiebel, waren zerstört und spurlos verschwunden. Die Gestalten von einst erschienen mir wie eine Fata Morgana. Ich sah die Zerstörung mit eigenen Augen. Sobald ich mich von dem ersten Schock erholt hatte, vermochte ich den Umfang der Katastrophe, die uns ereilt hatte, zu ermessen. „Man weint nicht über die Vergangenheit, daher werde ich nicht weinen“ (S.J. Agnon).

Die nichtjüdischen Einwohner der Stadt erfuhren durch die Rückkehrer von der grauenhaften Katastrophe und konnten kaum glauben, was geschehen war. Gleich nach unserer Rückkehr besuchte uns Frau Baracsi, Mutters gute Freundin, und brachte uns das Bettzeug zurück, das meine Mutter ihr vor unserer Deportation übergeben hatte. Frau Baracsi empfand Gewissensbisse, weil sie meine Mutter nicht energischer aufgefordert hatte, meine Schwester bei ihr zu lassen.

Einige Überlebende waren schon vor mir zurückgekehrt und täglich kamen ein paar weitere. Die Juden aus den umliegenden Dörfern ließen sich lieber in Nyírbátor nieder, da sie antisemitische Übergriffe fürchteten. Das Zusammentreffen mit den Rückkehrern erregte mich sehr. Andererseits war ich tieftraurig, weil keiner meiner Verwandten zurückgekehrt war. Manchmal geriet ich ins Grübeln und fragte mich: Warum bin ich am Leben geblieben? War es Glück? Zufall? Oder Schicksal?

Als Vater und ich Großvaters Haus aufsuchten, trafen wir darin eine Zigeunerfamilie an. Wir stellten uns vor und sagten, dass das Haus uns gehöre. Die Zigeuner baten uns inständig, sie nicht hinauszuerwerfen. Wir hatten Mitleid mit ihnen und waren bereit, sie dort wohnen zu lassen, bis sie eine andere Bleibe gefunden hätten. Im Lauf der Zeit entstand eine Freundschaft zwischen uns, die auch nach ihrem Auszug bestehen blieb. Familie Lakatos spielte bei Veranstaltungen mit Zigeunerweisen auf. Der alte Vater war zwar völlig taub, konnte aber trotzdem hervorragend Cembalo zu spielen, und der älteste Sohn, Lakatos Kalman, wurde später als Geiger auch über Ungarns Grenzen hinaus berühmt. Als ich in Budapest war, besuchte ich einmal mit Freunden ein bekanntes Kaffeehaus. Beim Eintreten erwartete mich eine Überraschung: Die Kapelle spielte die israelische Nationalhymne, „Hatikwa“. Später hörte ich, dass Familie Lakatos diese Hymne als nette Geste meinerwegen gespielt hatte, als sie mich eintraten sahen.

Vor der Deportation hatte ich auf dem Dachboden ein paar Familienbilder und im Keller den Brillantring meiner Mutter versteckt. Nach meiner Rückkehr suchte ich diese Dinge, konnte aber zu meinem Leidwesen nichts finden. Im Nachhinein erfuhr ich, dass die Antisemiten noch am Tag unseres Weggangs allen jüdischen Besitz geplündert und ausgeraubt hatten.

Die Juden, die in die Stadt zurückgekehrt waren, begannen langsam wieder Fuß zu fassen und versuchten, ein normales Leben zu führen. Reb Lipa, der Sohn des im Holocaust umgekommenen Rabbiners Aaron Teitelbaum, organisierte die Gemeinde neu. Der Betsaal

der Synagoge war noch mit Gerümpel und zerbrochenen Möbeln vertriebener Juden angefüllt. Deshalb fand der Gottesdienst im *Palisch*, dem Durchgang zur Synagoge, statt und dort lernte man auch die heiligen Schriften. Mein Vater schloss sich diesem Lernzirkel an und fand Trost bei den Mitgliedern der wieder gegründeten Gemeinde.

Vater litt noch immer unter Heißhungeranfällen. Bevor er abends schlafen ging, machte er sich ein Tablett mit Essen fertig und stellte es auf einen Schemel neben sein Bett. Mitten in der Nacht wachte er auf und tat sich daran gütlich.

Im Lauf der Zeit traten Meinungsverschiedenheiten zwischen uns auf. Ich bekannte mich zum Zionismus, während Vater zur Orthodoxie und zum Materialismus zurückkehrte. Um unnötige Auseinandersetzungen zu vermeiden, übersiedelte ich zu einem Freund namens Bagyi Srulowitz, der ebenfalls Glaser war und vor der Schoa mit mir bei David Österreicher gearbeitet hatte. Wir eröffneten Österreichers Werkstatt neu (er selbst und seine Familie waren in Auschwitz umgekommen), machten Glaserarbeiten und rahmten Bilder. Seinerzeit war die Inflation so hoch, dass das Geld stündlich an Wert verlor und es keinen Sinn hatte, für Geld zu arbeiten. Deshalb zogen wir Eier oder andere Agrarprodukte als Bezahlung vor. Die Regale füllten sich mit Eiern und Gemüse. Tag für Tag brieten wir uns in der Werkstatt Rühreier. (Damals waren wir fähig, zwanzig Eier am Tag zu verputzen.) Bagyi meldete sich zur Geheimpolizei und nahm an der Suche und Festnahme von ungarischen Nazi-Verbrechern, den Pfeilkreuzlern, teil, die an der Judendeportation mitgewirkt hatten. Die Mühe war nicht vergeblich. Es gelang ihm, einige dieser Leute aufzuspüren. Baci wanderte später in die Vereinigten Staaten aus. Seither haben wir uns nicht mehr gesehen.

Vater eröffnete eine Uhrenwerkstatt und brauchte Werkzeug und Ersatzteile. Er erzählte mir, er habe gehört, dass die beiden Schwiegertöchter meines Onkels Alter, Magda und Aranka, aus den Lagern zurückgekehrt seien. Aranka hatte sogar ihren kleinen Sohn Motti retten können. Außer diesen beiden Schwiegertöchtern und dem Enkel war die ganze Familie im Holocaust umgekommen.

Vor der Schoa war mein Onkel Alter Inhaber der Firma „Silber A Jozsef“ in der ungarischen Stadt Sátoraljaújhely gewesen, anfangs in Partnerschaft mit seinem Bruder Shlomo. Als die Partnerschaft auseinander ging, eröffnete Shlomo ein ähnliches Unternehmen in der ungarischen Stadt Debrecen. Alters Firma befasste sich unter anderem mit dem Vertrieb von Uhren, Ersatzteilen und Uhrmacherwerkzeugen und dem Import von Uhren und Ersatzteilen von guten Schweizer Firmen. Eine Schweizer Firma lieferte ihm Taschenuhren mit der Bezeichnung Reblis - der Umkehr seines Namens, Silber.

Die deutschen Nazis hatten jedes Haus und Ladengeschäft der deportierten Juden heimgesucht und völlig ausgeraubt. Später plünderten die russischen Soldaten, die auch den Besitz der Nichtjuden mitnahmen. Doch welch Wunder - aus unerfindlichen Gründen war das Geschäftshaus meines Onkels Alter nicht aufgebrochen und ausgeplündert worden, weder von den Nazis noch von den Russen.

Vater bat mich, nach Sátoraljaújhely zu fahren, um ihm Uhren, Arbeitsgeräte und Ersatzteile zu holen. Er meinte, wegen des engen Verwandtschaftsgrads (Alter war ein Bruder meiner Mutter gewesen) ständen mir ein paar Sachen zu. Ich wollte Vater den Wunsch nicht abschlagen, obwohl mir zu jener Zeit materielle Dinge nichts bedeuteten, und fuhr deshalb eher widerwillig nach Sátoraljaújhely.

Die Schwiegertöchter, Magda und Aranka, hießen mich herzlich willkommen und freuten sich sehr, einen weiteren Überlebenden aus dem Verwandtenkreis wiederzusehen. Sie bewirteten mich gut und nach dem Abendessen erzählte jeder von uns seine Lagererlebnisse. Die Geschichten gingen die halbe Nacht weiter. Außerdem nannte ich ihnen den Zweck meines Besuchs, worauf sie sagten, am nächsten Morgen würden wir zusammen ins Lager gehen und ich könne mir nehmen, was immer ich wolle.

Als ich das Lager betrat, wurde mir buchstäblich schwarz vor Augen. Ich sah Kisten wahllos herumstehen, einige voller Uhren, darunter auch solche aus Gold. In anderen Kisten

fand ich unglaubliche Mengen an Rubinen, Uhrenersatzteilen und Uhrmachergerät. Ich sammelte ein paar Werkzeuge zusammen - Pinsel, Zangen, Hämmer und anderes Gerät, das zur Reparatur von Uhren dient - und packte es in die mitgebrachte Tasche. Als ich gehen wollte, drängten Magda und Aranka mich, noch ein paar Dinge mehr mitzunehmen. Ich sagte ihnen, moralisch betrachtet hätte ich kein Recht, mir irgend etwas anzueignen. Sie wollten mir eine Armbanduhr schenken - ich besaß damals noch keine Uhr -, aber ich lehnte ab. Magda und Aranka gaben mir die Anschrift von meinem Onkel Zwi in Tel Aviv und teilten mir mit, dass der Cousin Joska und die Cousine Lili zurückgekehrt seien und in ihrem Elternhaus in Debrecen lebten. Ich nahm tief bewegt von ihnen Abschied. Später traf ich sie in Israel wieder und wir blieben lange in Verbindung.

Wieder in Nyírbátor, übergab ich Vater die Tasche mit dem Werkzeug. „Ist das alles?“, fragte er. Ich bejahte und erzählte ihm alles, was ich gesehen hatte. Natürlich war er ärgerlich, aber ich achtete nicht darauf.

Die Wende in meinem Leben nach der Schoa

Eines Tages erschien in Nyírbátor ein Abgesandter aus Israel namens Efraim Gottlieb. Er war der erste leibhaftige *Sabre*, den ich zu Gesicht bekam. Efraim war im Namen der religiösen zionistischen Jugendbewegung Bne Akiva gekommen. Gegen Abend versammelten sich die Gemeindemitglieder in der provisorischen Synagoge und Efraim hielt eine enthusiastische Rede in jiddischer Sprache, in der er die anwesenden Holocaustüberlebenden mit aller Macht zu überreden suchte, in Israel einzuwandern. Mich brauchte er nicht zu überzeugen, denn ich hatte mich ohnehin schon zur *Alija* entschlossen. Bei meiner Rückkehr nach Nyírbátor war mir klar gewesen, dass ich nicht lange bleiben würde. Ich nahm mir vor, meinen alten Traum zu erfüllen und ins Land Israel zu übersiedeln, und vergaß dabei auch nicht die Worte Rabbiner Lembergers, der mir acht Jahre zuvor gesagt hatte, es werde einmal einen jüdischen Staat und jüdische Soldaten geben. Auch meine Mutter hatte ich nicht vergessen, die all die Jahre davon geträumt hatte, einmal ins Land Israel einzuwandern, ein Traum, der sich zu meinem größten Leidwesen nie verwirklichen sollte.

Ich bat Efraim, mir bei der Auswanderung behilflich zu sein, und er versprach, sich bei der Budapester Stelle der Bewegung für mich einzusetzen. Außerdem schenkte er mir ein Hebräischlehrbuch. Ich traf ihn dann in Budapest wieder. Später besuchte ich während eines Wehurlaubs ihn und seine Familie in der Landwirtschaftsschule Mikwe Israel bei Tel Aviv, an der er lehrte. Leider ist Efraim Gottlieb noch jung an einer Krankheit gestorben.

Vor meiner Abreise nach Budapest verabschiedete ich mich von allen meinen Bekannten mit dem Wunsch: Auf Wiedersehen im Land Israel. Zuerst fuhr ich nach Debrecen, um meinen Cousin Joska und meine Cousine Lili wiederzusehen. Die Begegnung mit ihnen war einerseits erfreulich, andererseits aber auch traurig, weil die übrigen Familienmitglieder nicht zurückgekehrt waren. Vor der Schoa hatten wir besonders engen Kontakt gepflegt. Manchmal hatte ich die Sommerferien bei ihnen verlebt und Lili war oft zu uns auf Besuch gekommen.

Die Eisenbahnfahrten waren damals nicht besonders angenehm, denn wenn man keinen Sitzplatz ergattern konnte, musste man stundenlang stehen. Zum Glück fand ich auf der Fahrt von Debrecen nach Budapest, rund 250 km, einen Sitzplatz.

Die Stadt Budapest kannte ich nur oberflächlich. Ich hatte sie erstmals nach meiner Rückkehr aus den Lagern aufgesucht, war aber nur kurz dort geblieben. Als ich aus dem Budapester Bahnhof im Stadtzentrum heraustrat, erschrak ich vor dem lauten Großstadtgetümmel, stand hilflos auf der Straße und wusste nicht, welche Richtung ich einschlagen sollte. Ich fragte Passanten, wie man zur Eva-Str. 10 käme. Die Leute rieten mir, die Straßenbahn Linie soundso zu nehmen und an einer bestimmten Stelle in eine andere Linie umzusteigen. Das war zu kompliziert für mich. Tatsächlich hatte ich auch Angst, eine Straßenbahn zu besteigen, und ging lieber zu Fuß. Gelegentlich hielt ich erneut Vorübergehende an und wiederholte meine Frage nach dem Weg.

Nach all den Erklärungen meinte ich, ihn nun bestens zu kennen. Doch weit gefehlt. Stundenlang wanderte ich umher und erst im Nachhinein ging mir auf, dass ich die meiste Zeit um das gesuchte Gebäude herumgelaufen war. Bei meinen Irrwegen konnte ich die Kriegsschäden sehen - durch Schüsse und Bomben zerstörte Häuser. Die schönen Figuren, die einst die Fassaden in den Hauptstraßen Budapests geschmückt hatten, wirkten wie abstrakte Skulpturen.

Schließlich fand ich die gesuchte Adresse. Das Büro war in einem hohen Stockwerk des betreffenden Gebäudes untergebracht, so dass ich den Aufzug benutzen musste. Ich muss gestehen, dass ich bis dahin noch nie Lift gefahren war und beim Anblick dieses eigenartigen Gefährts in Verlegenheit geriet. Ich studierte die Schalttafel und drückte dann tatsächlich auf den richtigen Knopf. Plötzlich ging die Tür hinter mir zu, der Aufzug rüttelte und ich fürchtete, darin eingeschlossen zu bleiben. Ähnliches erlebte ich bei meiner Bekanntschaft

mit der Straßenbahn, als ich keine Ahnung hatte, wie man einen Fahrschein löst, welche Linie ich nehmen und wo ich umsteigen musste. Im Fahren auf- und abspringen war mir zu akrobatisch. Die Freunde erklärten mir später, „solange du nicht beim Fahren auf- und abspringen kannst, bist du kein richtiger Städter.“ Was soll ich sagen, mit der Zeit habe ich es irgendwie gelernt.

Ich kam heil im Büro an. Beim Eintreten merkten die Genossen gleich, dass ich aus einem Dorf stammte. Die Leiter der Organisation, Ossi, Schraga und Usi, begrüßten mich, und zum erstenmal führte ich ein Gespräch auf Hebräisch, ein bisschen holprig zwar, aber ich war doch sehr stolz. Sie rieten mir, einen Vorbereitungskurs in der Bajcsi-Zsilinszki-Str. 46 in Budapest mitzumachen.

Die Räume dieses Kurses, der sogenannten *Hachschara*, befanden sich im Stadtzentrum und nahmen ein ganzes Stockwerk ein. Die Nachbarn unter uns waren bedauernswert. Sie litten unter dem Lärmen und Singen, vor allem wenn wir *Hora* tanzten. Wir lebten ähnlich wie in einem israelischen Kibbuz. Ziel war es, uns zu einer festgefügt Gruppe zusammenzuschweißen, die dann entweder eine neue Siedlung gründen oder einen bestehenden Kibbuz verstärken sollte. Die meisten Genossen arbeiteten draußen, während die Mädchen mit Hilfe einiger Jungen den Haushalt führten. Die Arbeitseinnahmen flossen in die Gemeinschaftskasse. Anfangs war ich mit dem Leben im Kollektiv nicht recht einverstanden. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an diese Lebensform gewöhnt hatte.

Die Leitung bemühte sich, Arbeitsplätze für uns zu finden. Ich kam bei einer Süßwarenfirma namens Stollwerk unter, die in jüdischem Besitz war. Das Werkslager befand sich am Ufer der Donau. Dort wurde die Ware versandfertig gemacht. Ich arbeitete zusammen mit einem einheimischen Juden, der mich anlernte, wie man die Sendungen verpackte und verschnürte. Anfangs dachte ich, das sei eine einfache Arbeit, die jeder leicht verrichten könne. Doch bald merkte ich, dass es gar nicht so einfach war. In diesen Tagen futterte ich so viel Schokolade, dass mir die Lust auf Süßigkeiten verging.

Ich gewöhnte mich recht schnell an das Leben in der Stadt und fand mich einigermaßen in ihr zurecht. Ich lernte sogar das Auf- und Abspringen während der Fahrt. Mit den neuen Freunden verstand ich mich gut. Wir gingen meist zusammen aus und verübten auch manchen Schabernack. Bei einer Straßenbahnfahrt fanden wir keine Sitzplätze. Was war zu tun? Der eine Genosse fing an sich zu kratzen und der andere fragte ihn laut: "Sag mal, hat die Salbe, die der Arzt dir verschrieben hat, schon was geholfen?" Die Leute auf der nächsten Bank flüchteten erschrocken und hielten Abstand von uns.

Während der Verfolgung war mein ja Vater zum Arbeitsdienst eingezogen worden, so dass meine Mutter selbst für den Unterhalt sorgen musste. Notgedrungen hatte ich deshalb die Schule aufgegeben, um zur Ernährung der Familie beizusteuern. Aus den Lagern zurückgekehrt, fand ich, dass ich mich fortbilden musste. Ich schrieb mich bei der Bibliothek ein und las eifrig Bücher von Schriftstellern, die seinerzeit populär waren: Zweig, Sinclair, Victor Hugo, Tolstoi und andere. Anfangs las ich in ungarischer Sprache, dann ging ich langsam zu hebräischer Lektüre über. Aber auch das Jiddische vernachlässigte ich nicht. Zum Glück hatte meine Mutter mir als Kind jiddisch lesen und schreiben beigebracht. Seinerzeit hatte sie mir jiddische Geschichtensammlungen (*Meisse Buchelech*) besorgt, die in ultraorthodoxen Kreisen beliebt waren und zumeist von Rabbis und Zaddikim handelten, die allerlei Wundertaten wirkten. Besonders erinnere mich noch an die eindrucksvolle Lebensgeschichte von Rabbi Gerschom, „der Leuchte der Diaspora“ (ca. 960-1028), dessen Name unter anderem mit dem Verbot der Vielehe verbunden ist. Jetzt las ich die großen jiddischen Schriftsteller: Scholem Alechem, Mendele Mocher Sefarim und Isaak Leib Perez. Ich wollte mir die Kultur gewissermaßen im Sturm erobern und suchte daher die kulturellen Einrichtungen Budapests auf. Kunst und Musik waren für mich Neuland. Gelegentlich besuchte ich die Musikakademie, in der das philharmonische Orchester der Stadt klassische Werke spielte. Besonders gern ging ich ins Operettenhaus, in dem die Operetten berühmter

ungarischer Komponisten - Kálmán, Kodály, Léhar und andere - aufgeführt wurden. Manchmal ging ich auch in die Oper. Außerdem studierte ich eifrig die hebräische Sprache und die Geschichte des Zionismus und trat dem hebräischen Klub bei, in dem - gewöhnlich am Schabbat - Vorträge stattfanden. Die Dozenten waren meist Abgesandte zionistischer Stellen in Israel oder einheimische Intellektuelle, die an dem bekannten Budapester Rabbinerseminar lehrten, darunter Dr. Scheiber, Dr. Szepesi und Elieser Grosz. Zum erstenmal wurde ich Zeuge einer stürmischen Debatte zwischen extremen politischen Gegnern: Ein Kommunist aus Israel stritt sich mit einem Mitglied des örtlichen revisionistischen Jugendverbands Betar. Damals gab es noch keine größeren Reibereien zwischen Religiösen und Freidenkern. Die Religiösen waren gemäßiger, obwohl die Ultraorthodoxen immer noch den Zionismus ablehnten, und die Freidenker bemühten sich, die Religiösen nicht zu ärgern.

1946 fanden erstmals nach dem Krieg wieder Wahlen in der Budapester jüdischen Gemeinde statt. Der Wahlkampf tobte im wesentlichen zwischen zwei Lagern, den Zionisten und den Antizionisten - letztere in der Mehrzahl assimilierte Juden und Kommunisten. Die Zionistenzentrale in Budapest rief die Genossen von der Hachschara auf, in den Versammlungssälen der Antizionisten aufzutauchen, Unruhe zu stiften und so viel wie möglich zu stören. An der Spitze der Organisation stand Josef Golan (Fetmann) aus meiner Vaterstadt. Manchmal kam es sogar zu Handgemengen.

Der Prozess

Die Genossen von der Hachschara erzählten mir, jeden Samstag würden ungarische Naziverbrecher vor Gericht gestellt. Ob ich Lust hätte, die Prozesse zu verfolgen? "Klar!" sagte ich. Um einen Platz im Gerichtssaal zu ergattern, mussten wir so früh wie möglich erscheinen. Das Gericht tagte in der Marko-Straße, in eben dem Gebäude, in dem sich auch das berühmte Gefängnis befand. Im Februar und März 1946 kamen ungarische Naziverbrecher, die Leute der Pfeilkreuzlerbewegung, vor ein Volksgericht. Die Verhandlungen fanden überwiegend an Samstagen statt, und das Publikum bestand im wesentlichen aus jüdischen Holocaustüberlebenden. Außerdem waren Verwandte der Angeklagten im Gerichtssaal, die sich jedoch lieber auf einer Hinterbank zusammendrängten und Distanz von uns hielten. Das Bewusstsein, die Naziverbrecher dem Galgen zugeführt zu sehen, war für mich ein kleiner Trost. Seinerzeit war ich auf Rache aus und konnte gut mit ansehen, wie die Nazischergen hingerichtet wurden.

Ich dachte mir an jenen Samstagen, dass der Tagespsalm für mittwochs, Psalm 94, am besten dieser Wirklichkeit entspräche: *Gott der Rache, Ewiger, Gott der Rache, erscheine! Erhebe dich, Richter der Erde, vergilt Lohn den Hochmütigen.*

Die Gerichtsverhandlungen waren verhältnismäßig kurz. Mal wurden Einzelne angeklagt, mal auch eine Gruppe von Tätern. Die Richter folgten meist den Ermittlungsberichten und erließen fast immer Todesurteile. Nach der Urteilsverkündung wurden die Verurteilten zur Vollstreckung in den Gefängnishof hinunter geführt. Auch wir rannten dann hinunter, um einen Platz nahe an den Galgen zu ergattern.

Das Kopfsteinpflaster des Gefängnishofs war über die Jahre derart glattgewetzt, dass man schwer darauf gehen konnte. Die einst roten Backsteinmauern ringsum waren mit der Zeit schwarz geworden. Durch die vergitterten Gefängnisfenster konnten die Häftlinge das Geschehen auf dem Hof verfolgen. In der Mitte des Hofes standen vier Galgen. Die Delinquenten wurden von einem Trupp Soldaten, angeführt von einem Offizier, das Treppenhaus hinunter geleitet. Einmal sah ich zu meiner Überraschung, dass der führende Offizier ein Jude aus meiner Stadt war. „Weinberger!“ rief ich ihm zu. Er erkannte mich sofort und wir winkten einander zu. Der Offizier führte den Verurteilten einem Richter vor, der an einem Tisch auf dem Hof saß, das Urteil erneut verlas und Anweisung zu seiner Vollstreckung gab. Dann wurde der Delinquent Henker Bogar übergeben. Bogar, dessen Vater bereits ein bekannter Henker gewesen war, hatte beachtliche Größe und Körperkraft. In einem Fall versuchte ein Delinquent ihn vor der Hinrichtung anzugreifen. Bogar versetzte dem Mann mit seiner Riesenhand einen Schlag auf den Kopf, dass er zu Boden ging, hob ihn an den Haaren wieder hoch und versprach den Zuschauern, dass er ihn langsam henken werde. Die Hinrichtung verlief normalerweise folgendermaßen: Der Henker fesselte dem Delinquenten die Hände vor dem Körper und fragte den Täter, ob er noch etwas sagen wolle. Meist verfluchten sie dann die Juden. Danach zog er ihm manchmal (nicht immer) einen schwarzen Sack über den Kopf, legte ihm die Schlinge um den Hals und band ihm einen Strick um die Beine. Dann zog er beide Stricke über den Haken des Galgens, bis das Genick brach. Nachdem der Arzt den Tod festgestellt hatte, nahm man den Leichnam ab.

Einmal sollten fünf Mörder gehenkt werden, die sogenannten „Mörder des Kreises St. István“. Sie wurden beschuldigt, Juden kaltblütig erschossen und ihre Leichen in die Donau geworfen zu haben. Während des Prozesses erhitzen sich die Gemüter, die Zuschauer wollten die Täter lynchen. Als sie schließlich zur Hinrichtung geführt wurden, fragte ich mich, wie man fünf aufhängen würde, wo doch nur vier Galgen dastanden. Bogar henkte zuerst vier, schob die Leiche des ersten beiseite und hängte dann den fünften daneben. Während der Hinrichtung sangen die Zuschauer laut im Chor: *Lassan Bogar!* - Langsam, Bogar! und warfen ihm Münzen und Zigaretten zu.

Die Flucht

In meiner Fluchthelferzeit erlebte ich viel Interessantes. Die meiste Tätigkeit erstreckte sich auf die Grenze zwischen Ungarn und Rumänien. Deshalb setzte ich die Hachschara in der grenznahen Stadt Debrecen fort.

Weisungen und Geld erhielten wir über ein harmloses Postfach im Eingang eines Gebäudes in der Budapester Bankenstraße. Jede Woche konnten wir Dutzende Israel-Auswanderer aus Rumänien über die Grenze nach Ungarn schleusen. Auf ungarischem Gebiet angelangt, luden wir sie auf Lastwagen und fuhren sie zur nächsten Bahnstation Richtung Debrecen. Von dort fuhren sie weiter über Budapest nach Österreich bis zum Rothschild-Haus in Wien. In manchen Fällen spürte die rumänische Grenzwehr die Ausreisewilligen in den rumänischen Wäldern auf und schoss wahllos auf sie, gelegentlich gab es dabei auch Verletzte. Als die Ungarn strenger aufpassten, loteten wir die Auswanderer nach Nyírbátor und versteckten sie dort ein paar Tage in der Mikwe. War die Luft dann rein, brachten wir sie an den Bahnhof zum Zug nach Debrecen.

Bei einem meiner Aufenthalte am rumänischen Grenzübergang erwartete mich eine Überraschung. Nach Betreten der Wachstube traute ich meinen Augen kaum, als ich meinen Onkel Esra (einen Bruder meiner Mutter) mit seiner Frau und drei kleinen Kindern vor mir sah. Ich kannte ihn von Bildern, die wir vor der Schoa besessen hatten. Esra saß am Tisch und reparierte die Uhren der rumänischen Soldaten. Den Tag zuvor hatte man die Familie erwischt und war drauf und dran gewesen, sie zurückzuschicken. Esra hatte ihnen erzählt, er sei Uhrmacher und wäre bereit, ihre Uhren nachzusehen. Erfreut über die Gelegenheit, hatten sie ihm ein paar Uhren zur Reparatur übergeben und so waren sie bis zu unser Zufallsbegegnung dort geblieben. Ich brachte sie direkt nach Debrecen zu meinen Onkeln, wo sie ein paar Tage blieben, ehe sie ihren Weg nach Österreich fortsetzten. Später traf ich sie im Einwandererheim von Pardes-Chana wieder.

Manchmal machten die ungarischen Grenzwehler uns Schwierigkeiten. Deshalb mussten wir uns allerlei Finten ausdenken. Als wir eine Auswanderergruppe auf den Lastwagen verfrachteten, nahmen wir ihnen die Ausweise und alles sonstige ab, was von ihrer rumänischen Herkunft zeugen könnte. Außerdem baten wir sie, nur Jiddisch zu sprechen und um Himmels willen kein einziges rumänisches Wort herausrutschen zu lassen. Wie erwartet, hielten ungarische Soldaten das Fahrzeug an, konnten aber natürlich nicht mit den Leuten reden. Wir kamen wie zufällig auf Fahrrädern vorbei und fragten die Grenzer, ob wir ihnen helfen könnten. Sie freuten sich über unsere Liebenswürdigkeit. Wir dolmetschten ihnen, die Leute kämen aus Österreich und wollten nach Rumänien, um von der Hafenstadt Konstanza nach Palästina weiterzufahren. Die Ungarn entschieden streng: Man werde ihnen keinesfalls die Ausreise nach Rumänien gestatten, sondern sie auf der Stelle nach Österreich zurückschicken! Zur Sicherheit begleiteten sie den Lastwagen bis an die österreichische Grenze. Im Stillen dankten wir den Ungarn für den guten Dienst, den sie uns damit erwiesen.

Mein Freund Pinchas Rosenbaum bat mich eines Tages telefonisch, eine Gruppe von Kindern (die man aus den Klöstern geholt hatte) von Debrecen nach Budapest zu bringen. Seinerzeit waren die Züge überfüllt, so dass man keinen freien Platz finden konnte, gewiss nicht für eine ganze Kindergruppe. Ich suchte den Bahnhofsvorsteher auf. Nachdem ich ihm ein dickes Schmiergeld gezahlt hatte, reservierte er uns einen Waggon und sorgte dafür, dass an dessen Außenwände große rote Plakate mit einer Warnung des Gesundheitsministeriums geklebt wurden: *Vorsicht! Infektionsgefahr. Den Wagentüren fernbleiben.*

Nachdem wir uns in dem Waggon niedergelassen hatten, erschienen russische Soldaten und forderten nachdrücklich, den Wagen zu räumen. Ich wusste, mit den Russen lässt sich nicht spaßen. Wir stiegen notgedrungen aus. Ich stellte fest, dass der Wagen für sieben hochrangige russische Offiziere requiriert werden sollte. Nach den Gesichtszügen eines Offiziers nahm ich an, dass er Jude war. In diesem Moment kamen mir meine

leidlichen Russischkenntnis zu Hilfe. Ich trat zu dem Offizier und fragte ihn: „Herr Offizier, Sie sind Jude, nicht wahr?“ Er antwortete mir ohne Zögern: „Gewiss!“ „Haben Sie von dem Vernichtungslager Auschwitz gehört?“ fragte ich weiter. Er bejahte auf Jiddisch. Darauf erklärte ich ihm: „Die Kinder und ich sind Überlebende und Ihre Wege haben die Soldaten uns aus dem Waggon vertrieben.“ Sofort gab er den Soldaten Anweisung, uns wieder einsteigen zu lassen. Er selbst stellte sich auf die Wagenstufen und fragte mich jedes Mal: „Ist der Jude? Ist der auch Jude?“ Sobald ich bejahte, sagte er: „Lass ihn einsteigen.“ Wie sich herausstellte, waren die meisten Offiziere Juden. Ein christlicher Arzt, der dabei war, erzählte, er habe eine Freundin in Moskau, eine jüdische Ärztin, und bat mich, ihm einen Brief auf Jiddisch an sie aufzusetzen. Unterwegs berichtete ich ihnen von meinen Erlebnissen in den Lagern, was sie in große Erregung versetzte.

Einmal war die Verbindung zu einer Fluchthelferinnen abgerissen und aus Sorge um ihr Wohl wurde ich an eine bestimmte Budapester Adresse geschickt, um Nachforschungen über ihr Schicksal anzustellen. Als ich dort klingelte, ging die Tür auf, eine Hand fuhr heraus und zerrte mich hinein. In der Wohnung befanden sich zwei ungarische Geheimpolizisten, die mir sofort Schläge versetzten und mich über das Mädchen verhörten. Sie brachten mich in die Zentrale der Geheimpolizei und überstellten mich einem Ermittlungsoffizier. Mühelos erkannte ich seine jüdische Abstammung. Er gehörte der kommunistischen Partei an, die der zionistischen Bewegung nicht besonders wohlgesonnen war. Seine erste Frage lautete: „Welcher zionistischen Partei gehören Sie an?“ „Derselben Partei, der sie angehören“, antwortete ich. Nach einer langen Debatte, die beinahe in Handgreiflichkeiten zwischen uns ausgeartet wäre, rettete ein Anruf die Lage. Ich begriff, dass es um mich ging. Nach Ende des Gesprächs händigte der Offizier mir meine Papiere wieder aus, die zum Teil gefälscht waren, und sagte, ich solle abhauen.

Pinchas (Tibor) Rosenbaum

Pinchas Rosenbaum entstammte einer Rabbinersfamilie aus der ungarischen Kleinstadt Kiszárda (Kleinwarden). Er war ein begabter Redner, besaß umfassende Torakennnisse und beherrschte viele Sprachen: Hebräisch, Englisch, Jiddisch, Ungarisch, später auch Französisch. Als wir bei der Fluchthilfe zusammenarbeiteten, bewohnten wir ein gemeinsames Zimmer, so dass ich ihn näher kennen lernen konnte. Ich hörte ihn gern von seinen Rettungsaktionen während des Zweiten Weltkriegs erzählen. Nach dem Krieg erschien er in der Uniform eines UNRRA-Offiziers und konnte sich so Einlass in die Klöster verschaffen, um jüdische Kinder aufzufinden und herauszuholen, die dort während des Krieges versteckt worden waren.

Einmal war er plötzlich zwei Wochen verschwunden. Nach seiner Rückkehr erzählte er mir: Ich war in London, habe mich dort mit einer Tochter aus wohlhabendem Hause (der Familie Stern) verlobt. Mit seinem typischen Lächeln zog er einen Füllfederhalter Marke Parker mit Goldfeder aus der Tasche und bemerkte auf Jiddisch: *Dos hab ich bekummen als Drascha-Geschank* - Das hab ich als Verlobungsgeschenk bekommen.

Danach hörte ich lange nichts mehr von ihm. Später erfuhr ich, dass er nach der Hochzeit nach Genf übersiedelt war. Einmal las ich in einer Zeitung, Tibor (Pinchas) Rosenbaum sei mit dem liberianischen Staatspräsidenten Tubman im selben Flugzeug geflogen. Als der Staatsmann ihn Gebetsriemen anlegen sah, habe Rosenbaum ihm deren Bedeutung erklärt. Dann sei das Gespräch zu Wirtschaftsfragen übergegangen. Der Präsident sei derart beeindruckt von ihm gewesen, dass er ihn zum Wirtschaftsberater seines Landes ernannt habe. Fortan erlangte Pinchas Rosenbaum internationale Berühmtheit. Er kam zu Vermögen und wurde Präsident seiner Bank in Genf. Er war auch an Investitionen in Israel beteiligt und ein guter Freund des damaligen israelischen Finanzministers Pinchas Sapir. Gelegentlich trafen wir uns in Israel, wobei er sich jedes Mal erkundigte, ob er irgendwo wichtige Hilfe leisten könne.

Einer meiner Bekannten wandte sich eines Tages mit der Bitte an mich, ob ich Pinchas Rosenbaum um Hilfe für seinen jüngsten Sohn angehen könne, der an Kehlkopfkrebs leide. Die Ärzte hätten geraten, ihn zur Strahlentherapie nach Genf zu überführen. Ich gab der Mutter des Jungen, die ihn begleitete, einen Brief an Pinchas mit, in dem ich ihn bat, sich um die beiden zu kümmern. Nach ihrer Rückkehr erzählte mir die Mutter, Pinchas habe für sie und ihren Sohn gesorgt und alle Krankenhaus- und Hotelkosten beglichen. Als ich in der Schweiz war, stattete ich Pinchas in Genf einen Besuch ab. Er führte mich zu der Synagoge, die er genau nach Vorbild seiner väterlichen Synagoge in Ungarn hatte errichten lassen. Pinchas starb noch in jungen Jahren.

Vaters Besuche

Vater besuchte mich häufig in der Hachschara in Debrecen, das nur 50 km von Nyírbátor entfernt liegt. Bald wurde mir klar, dass Vater nicht unbedingt meinerwegen so oft nach Debrecen kam. Er hatte durch einen Heiratsvermittler eine Witwe namens Böschke (Rachel) Horowitz aus Debrecen kennen gelernt, deren Mann in der Schoa umgekommen war. Sie besaß eine Näherei für Damenmoden und war eine hübsche, schlanke und gebildete Frau. Ihr Vater Zwi Horowitz (Hermann Bacsi) wanderte in den fünfziger Jahren in Israel ein. Ihr Bruder Gabriel (Gabi) und seine Frau Judith nahmen an der Hachschara der zionistischen Jugendbewegung in Debrecen teil. Gabi war später jahrelang Lehrer und Kulturbeauftragter der landwirtschaftlichen Internatsschule Mikwe Israel bei Tel Aviv. Der zweite Bruder, Chaim Horowitz, der in den dreißiger Jahren nach Israel ausgewandert war, gehörte erst dem Kibbuz Kfar Szold an und lebte später im Kibbuz Givat Chaim Ichud.

Nach kurzer Zeit heiratete Vater seine Baksche, die ihm vier Kinder schenkte. Im ersten Jahr ihrer Ehe feierten wir den Sederabend wieder an Vaters Tisch, zusammen mit Gabi und dessen Frau Judith, und sangen auch wieder hebräische Lieder, diesmal ohne Bängen.

Zur Hachschara in Debrecen kam ein neues junges Mädchen, das wir Zusu nannten. Sie war von besonderer Schönheit und eine begnadete Sängerin. Ich verliebte mich auf den ersten Blick in sie. Ich kann mir nicht erklären, warum ich seinerzeit Angst hatte, ihr meine Gefühle zu zeigen. Vermutlich litt ich unter Minderwertigkeitskomplexen. Kurz nach ihrem Eintreffen bereitete ich die jährliche Chanukka-Feier vor und bat Zusu, dabei ein Lied zu singen. Sie stimmte zu, brauchte aber Klavierbegleitung. Deshalb ging ich mit ihr zu einem Pianisten in der Stadt, mit dem sie üben konnte. Unterwegs hatte ich Angst, neben ihr zu gehen, und wahrte die ganze Zeit Abstand, als gehörten wir gar nicht zusammen. Als Vater Zusu bei einem seiner Besuche sah, sagte er: „Weißt du? Dieses Mädchen ist sehr hübsch, warum führst du sie nicht aus?“ „Schütt bitte kein Öl ins Feuer“, antwortete ich. Eines Tages kam ein neuer Junge namens Gecú zu uns. Er war klein, trug eine schiefe Brille auf der Nasenspitze, machte sich sofort an Zusu heran und verkündete nach kurzer Zeit, dass sie heiraten würden. Nach der Trauung ging ich zu Zusu, um ihr Glück zu wünschen. Sie zog mich beiseite und sagte mir einen einzigen Satz: „Du bist ein großer Hasenfuß.“ Wie sich herausstellte, hatte auch sie tiefe Gefühle für mich gehegt. Zusu wanderte in Israel ein und zog nach Safed (Zefat).

Als ich mich im Oktober 1998 einmal in Safed aufhielt, traf ich einen Freund namens Shlomo aus der Hachschara in Debrecen, der in Safed wohnte, und fragte ihn, ob er wisse, wo Zusu stecke, denn ich wusste ja, dass sie lange in Safed gelebt hatte. Shlomo erzählte mir, dass sie einige Jahre zuvor nach Rechovot gezogen sei. Nach kurzem Suchen fand ich ihre Telefonnummer und rief sie an. Es war ein Gespräch nach einundfünfzig Jahren. Als ich sagte, wer am Apparat sei, antwortete sie tief bewegt: „Weißt du, heute habe ich Geburtstag und dies ist das schönste Geschenk, das ich hätte bekommen können.“

Mako

Aus Debrecen wurde ich in die südungarische Stadt Mako, nahe der Grenze zu Rumänien und Jugoslawien, geschickt. Mako war seiner besonderen Zwiebeln wegen berühmt. Nach dem Krieg wurde die Hachschara in einem Gebäude eingerichtet, das früher die Talmud-Tora-Schule beherbergt hatte. Als die Genossen fortgingen)nach Israel(, beschloss die Führung, das Gebäude zu halten, um nicht die Finanzzuweisung für die Hachschara zu verlieren. Deshalb sollte ich dorthin kommen und dafür sorgen, dass es so aussah, als liefe der Kurs normal weiter. Bei einer Kontrolle erklärte ich den Inspektoren, die Genossen seien alle draußen bei der Arbeit.

In Mako fand ich ganze Familien, die die Schoa überlebt hatten, das heißt, auch Alte und Kinder. Tatsächlich waren 1944 im Ghetto Szeged 21.000 Juden, zumeist aus Südungarn, darunter auch Juden aus Mako, zusammengefasst worden. Von Szeged hatte man sie ins Konzentrationslager Strasshof bei Wien deportiert. Dank der Rettungstätigkeit Rudolf Kastners waren einige vor dem Weitertransport nach Auschwitz verschont geblieben.

Bald schloss ich Freundschaft mit einem Rundfunktechniker, der mir bereitwillig Elektrizitätslehre und Elektronik beibrachte. Ich begeisterte mich für meinen neuen Beruf. Nachdem ich löten gelernt hatte und auch die Bauteile wie Widerstände, Kabel und die verschiedenen Röhren kannte, bastelte ich einen simplen Radioempfänger mit einem Kristall, der mit Mühe einen einzigen Sender empfangen konnte. Als ich mit meiner Berufsausbildung weiter fortgeschritten war, baute ich ein echtes Rundfunkgerät mit ziemlich empfangsstarke Röhren. Diesen Apparat (ohne Gehäuse) stellte ich auf den Nachtschrank neben mein Bett, den Lautsprecher hängte ich an die Wand.

Unterdessen waren neue junge Leute in die Hachschara gekommen, darunter auch Mädchen. Die Mädchen baten mich, auch in ihrem Schlafsaal einen Lautsprecher anzubringen, weil sie ebenfalls Musik hören wollten. Diesen Lautsprecher frisierte ich später so, dass er sich durch Umstöpseln in ein Mikrofon verwandeln ließ. Auf diese Weise konnten meine Kameraden und ich den intimen Gesprächen der Mädchen lauschen. Das brachte mich auf die Idee, auch dem Rundfunkgerät ein Mikrofon anzuschließen und es im Nebenzimmer zu verstecken.

Der örtliche jüdische Jugendleiter - er hieß Schaul und sprach fließend Hebräisch - setzte sich in dieses Nebenzimmer und verlas im Rundfunksprecherton Notizen aus einer hebräischen Zeitung. Prompt dachten alle, es handle sich um eine Sendung aus Israel.

Schaul „sendete“ auch auf Jiddisch und sandte Grüße „aus Israel“ in die Diaspora. Tagtäglich kamen viele Menschen in unseren Raum, um den „Radiosendungen aus Israel“ zu lauschen, vor allem an Tagen, an denen Grüße an die Verwandten in der Diaspora ausgestrahlt wurden. Wir erstellten eine Liste von Leuten aus Mako, die nach Israel ausgewandert waren, und sendeten in ihrem Namen Grüße an die in Mako verbliebenen Verwandten. Eines Tages erwähnten wir den Namen Jakobowitz, worauf dessen Bruder vor Aufregung aus dem Fenster sprang (einen halben Stock hoch) und davonlief, um die frohe Botschaft zu verbreiten.

Schließlich berichtete sogar das jeden Freitag erscheinende Gemeindeblatt, dass man den israelischen Rundfunksender, Kol Israel, empfangen könne. Ein paar Leute brachten ihre Radioapparate mit und baten mich, sie ebenfalls auf Israel einzustellen. Nur mit Mühe gelang es mir, sie durch allerlei komplizierte technische Erklärungen abzuwimmeln und ihnen beizubringen, dass das bei ihren Geräten nicht möglich sei. An Purim beschloss Schaul, die Wahrheit preiszugeben. „Ihr seid Dummköpfe“, sagte er, „das waren gar keine Sendungen aus Israel.“ Die Leute wollten es einfach nicht glauben, meinten nur: „Was die in Israel für tolle Purimspäße auf Lager haben!“

Rückkehr nach Budapest

Wieder zog ich nach Budapest, diesmal ohne Orientierungsprobleme. Ich schloss mich der Hachschara in der Kinizsy-Straße im Stadtzentrum an. In Budapest lagen die Gebäude um einen Innenhof, jedes Haus mit einem eigenen Pförtner, der zumeist neben der Eingangstür wohnte. Unsere Pförtnerin war eine hübsche Frau, deren sechzehnjährige Tochter ihr an Schönheit nicht nachstand. Wenn wir abends nach zehn Uhr zurückkamen, mussten wir an der Tür klingeln, dann kam die Pförtnerin, um uns aufzuschließen, und erhielt ein Trinkgeld dafür. Wir kehrten absichtlich zu später Stunde zurück, um den Anblick der Pförtnerin in ihrem durchsichtigen Nachthemd zu genießen.

Die Feier am 29. November 1947

Den 29. November 1947 werde ich gewiss nie vergessen. Stunde für Stunde wuchs die gespannte Erwartung auf den Ausgang der UN-Abstimmung über den Teilungsplan in Palästina. Fast alle Mitglieder der verschiedenen zionistischen Organisationen hatten sich zusammengefunden, um der Rundfunkübertragung zu lauschen. Als das Ergebnis feststand, sprangen wir auf und sangen die israelische Nationalhymne „Hatikwa“. Danach zogen wir mit Fahnen ins Stadtzentrum und tanzten allesamt Hora. Als wir durch Budapests Hauptstraßen marschierten, hielt die Polizei uns den Weg frei. Die Budapester Juden schlossen sich uns an und zeigten ebenfalls ihre Freude. Nie zuvor war jüdischer Stolz derart zum Ausbruch gekommen wie an jenem Tag. Nur drei Jahre zuvor waren in eben diesen Straßen zahllose Juden verfolgt und ermordet worden. Wer hätte sich damals diesen Tag träumen lassen? Die Juden verglichen die Lage mit der Ankunft des Messias. An der Spitze des Zugs marschierten die Fahnenträger (darunter auch ich) bis zum Gebäude der Musikakademie. Im Saal hatte man eine Sonderveranstaltung geplant, an der sich die jüdische Gemeinde beteiligte. Wichtige Leute hielten stundenlang Ansprachen in Ungarisch, manche auch in Hebräisch.

Chaim Gouri

In den Bergwäldern oberhalb Budas, wurden unter der Führung des Abgesandten aus Israel, Chaim Gouri, Wehrübungen abgehalten, an denen Pioniere aller zionistischen Gruppierungen teilnahmen. Gouris Hilfsführer war Cigány Eisenberg. Wir begannen mit Nahkampftraining.

Gouri händigte uns Stöcke aus. Wir nahmen im Kreis Aufstellung. Sobald er „Laufschritt im Kreis“ befahl, rannten wir in der Runde, während Gouri mit Blitzgeschwindigkeit seinen Stock wirbelte und den Erstbesten angriff. Wehe dem, der nicht in Abwehrstellung gegangen war. Ich fürchtete mich ständig vor dem unerwarteten Schlag, der mir die Finger zerschmettern könnte.

Das Nahkampftraining verlief so: Kopfschlag, Kinnschlag, Schlag rechts, Schlag links und Beinschlag.)Möglicherweise stimmt die Reihenfolge der Befehle nicht ganz, schließlich hat sich all das vor über fünfzig Jahren abgespielt.(Da ich mich noch nicht ganz von dem Lageraufenthalt erholt hatte, konnte ich nicht alle Übungsphasen mitmachen. Ich konnte nicht über eine Reihe Fässer rollen und hatte auch Mühe, mit einem schweren Sack auf dem Rücken über eine hohe Holzlatte zu balancieren und dabei noch im Gehen einen Medizinball von fünf Kilogramm Gewicht mal von rechts, mal von links aufzufangen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Die Kameraden auf dem Übungsplatz sprachen nur Ungarisch, und meist diente ich Gouri als Dolmetscher. Gouri war Vegetarier. Zum Essen machte er sich eine Schüssel Salat. Er würfelte das Gemüse fein, würzte, träufelte Olivenöl darüber und mischte alles mit seinen zehn Fingern durch. Ich verging schier vor Wonne, als ich seinen Salat kostete.

Nach Abschluss des Trainings sollte ich mich bei der Leitung der Bewegung melden. Man fragte mich, ob ich Tschechisch verstehe, was ich bejahte. Die nächste Frage lautete, ob ich bereit sei, an Militärübungen in der Tschechoslowakei teilzunehmen. Ich bejahte erneut. Daraufhin versprach man mir, mich nach Abschluss der Übungen nach Israel zu schicken.

Um einen Reisepass beantragen zu können, musste ich ein paar Papiere beibringen. Dazu fuhr ich nach Nyírbátor, zumal ich mich auch von meinem Vater verabschieden wollte.

Nyírbátor befand sich im Wahlkampf vor den Landeswahlen. Als ich ankam, wurde auf dem Hauptplatz des Städtchens gerade eine große Bühne für die Auftritte der verschiedenen Parteienvertreter errichtet. (Es waren die letzten freien Wahlen vor dem Machtantritt der Kommunisten.) Ich trat näher und bemerkte eine mir bekannte Gestalt. Der Mann musterte die Bühne, auf der er bald die Hauptansprache halten sollte. An der blanken Glatze erkannte ich in ihm sofort den berühmten Matthias Rácosi. Ich ging zu ihm und fragte ihn: „Was halten Sie von der zionistischen Bewegung?“ Er lief rot an und erwiderte zornig: „Die Zionisten sind Faschisten!“ Ich bemerkte: „Sie sind doch Jude, nicht wahr? Ich meine, Sie hätten vorher Roth geheißen. Habe ich Recht?“ Er wollte nicht antworten und ignorierte mich. Wer weiß, was mir passiert wäre, wenn ich ihn ein paar Monate später getroffen hätte.

Der Dienst in der tschechischen Armee

Die Tschechoslowakei war dem jungen israelischen Staat während des Unabhängigkeitskriegs freundlich gesinnt, lieferte Waffen und stellte der israelischen Armee auch einige Trainingslager der tschechischen Streitkräfte zur Verfügung, in denen Piloten, Fallschirmjäger und Funker ausgebildet wurden.

Zu den Freiwilligen dort zählte auch ich. Im Juli 1948 gelangte ich von Budapest nach Prag. Der israelische Botschafter Ehud Überall (später Avriel) empfing die Freiwilligen im Botschaftsgebäude. Seine Frau Chana, die ebenfalls in der Botschaft arbeitete, kümmerte sich um alles Notwendige. Der Verbindungsmann zur tschechischen Armee hieß Michael (seinen Nachnamen habe ich nicht in Erinnerung). Ich wurde in das Militärlager der Stadt Chrudim geschickt, das Lager, in dem Jaroslav Hasek seinen satirischen Roman *Die Abenteuer des braven Soldaten Schweijk* geschrieben hat.

In der Chrudimer Kaserne wurden wir wie regelrechte Rekruten aufgenommen. Jeder erhielt Uniform, Essgeschirr und Wolldecke ausgehändigt. Danach traten wir in tschechischer Armeuniform auf dem Appellplatz an, um feierlich jeder sein eigenes Gewehr mit Bajonett in Empfang zu nehmen. Unsere Vorgesetzten verloren nicht viel Zeit, sondern begannen sofort mit Instruktionen, Drill und Marschübungen mit Gewehr, wie sie im tschechischen Militär üblich waren.

Am Ende der Übungen mussten wir in unserer Stube antreten, wo unser Ausbilder uns das Bettenmachen vorführte - das gar nicht so einfach war. Die Strohmattmatratze mussten wir kastenförmig zurecht klopfen (die reinste Bildhauertätigkeit). Über die Matratze wurde ein Laken gespannt. Darauf kam ein weiteres Laken und dann die Decke. Die Ränder des Überlakens falteten wir zu einem weißen Rahmen um die Decke. Neben dem Bett stand ein Nachtschrank, der wie eine zweistöckige Kiste ohne Türen aussah. Darin verstauten wir Kleidung, Essgeschirr und Schuhe, alles strikt nach Regel. In die Schuhsohlen waren reihenweise Nägel mit Köpfen eingelassen, die wir jeden Abend polieren mussten. Dann stellten wir die Schuhe mit den Nägeln nach vorn in den Spint, so dass der Spieß von weitem sehen konnte, ob sie gebührend funkelten. Oft stattete der diensthabende Offizier Überraschungsbesuche ab und prüfte, ob Decke und Spint appellfähig waren. Häufig fuhr er auch mit seiner weiß behandschuhten Hand über den Fußboden. Wurde der Handschuh schmutzig, warf er uns aus den Betten und befahl, den Boden zu schrubben.

Im Lager wurden wir viel gedrillt. Am schlimmsten war es, wenn es mitten in der Nacht Feueralarm gab. Sofort wurde der Notstand ausgerufen. Wir warfen alle Sachen, Betten und Spinte aus dem Fenster, knoteten einige Bettlaken aneinander, befestigten sie am Fensterkreuz und rutschten daran aus dem dritten Stock nach unten. Dort stellten mein Bett Nachbar und ich unsere Betten aufeinander, türmten all unsere Sachen darauf und marschierten mit dem Ganzen ein paar Kilometer. Im weiteren Verlauf des Weges durchquerten wir einen Bach, dessen Wasser uns bis an die Brust reichte, und tauschten die nasse Kleidung gegen trockene. Kurze Zeit später erhielten wir Mitteilung, dass das Feuer im Lager gelöscht sei. Alle Mann zurück! Wieder durchquerten wir den Bach und wieder zogen wir uns um. Ins Lager zurückgekehrt, hängten wir die nassen Klamotten zum Trocknen auf. Doch die nächtlichen Eskapaden änderten nichts an der Weckzeit. Wir mussten genau so früh aufstehen wie sonst. Nach dem Frühstück leerte sich die Kaserne allmorgendlich bis zum letzten Mann. Wir marschierten singend - gemeinsam mit den tschechischen Soldaten - zum Übungsgelände. Das schwere Eisentor des Lagers wurde abgeschlossen und mit einem großen Schild versehen, auf dem stand: „Der *Bardak* (das Bordell) ist geschlossen.“ Die Übungen dauerten gewöhnlich bis abends. Die Feldküche, die draußen eingerichtet wurde, versorgte uns mit einer warmen Mahlzeit.

Der Zugführer gab mir ein Maschinengewehr an Stelle des Sturmgewehrs - weil ich breite Schultern hatte. Meine „Nummer zwei“, der Munitionsträger, schleppte die

Patronengurte in einer Kiste. Wenn Feuerbefehl erging, fiel ich flach auf den Bauch, öffnete den dreieckigen Gurtschieberhebel des MG und der Kamerad legte das Patronengurt ein. Ich schoss Salven, bis der Befehl zur Feuereinstellung kam. Da ich noch keinerlei Erfahrung im Waffengebrauch hatte, passierte es mir in Geschützpausen, dass ich hastig an das glühende Kühlgehäuse des MG fasste (statt an den dafür bestimmten Riemen) und mir dabei die Hand verbrannte. Einmal lag ich auf dem Bauch, die Fersen hochgestellt, und spürte plötzlich einen Tritt an die eine Ferse, wobei der Ausbilder bemerkte: Wenn Sie so an der Front in Palästina liegen, kommt Abdallah und schießt ihnen prompt in die Füße. (Solche Bemerkungen bekamen wir öfter zu hören.)

Nach Ende der Übungen marschierten wir singend ins Lager zurück. Wenn wir am Eingangstor ankamen, warteten die Mädchen schon auf ihre Freunde.

Wir durften nicht in Uniform in die Stadt gehen, weil die Tschechen unsere Anwesenheit geheim halten wollten. Bei einem Wochenendurlaub fuhr ich mit einigen Kameraden zum Ausgehen in die Stadt Pardubice. Dort suchten wir ein Tanzlokal auf, in dem eine reine Damenkapelle spielte. Auf jedem Tisch lag eine Liste mit damals populären Schlagern. Die Gäste konnten ihren Wunsch ankreuzen und der Kellner überbrachte die Bitte zusammen mit einem Trinkgeld im Umschlag der Kapelle. Ohne Witz kein Spaß. Wir beschlossen, in rund zehn Sprachen „ich liebe dich“ zu schreiben. Als der Zettel den Musikerinnen überbracht wurde, ließen sie ihn beim Spielen von Hand zu Hand gehen, in dem Versuch, das Geschriebene zu entziffern. An jenem Abend gingen wir mit den Musikerinnen aus. Aufgrund dieses Vergnügens holte ich mir den Tripper. Ich meldete mich krank. Der Arzt schickte mich in ein spezielles Lazarett für Geschlechtskrankheiten. Da Penicillin noch nicht zur Verfügung stand, war die Behandlung äußerst schmerzhaft. Zum Glück traf einige Tage vor meiner geplanten Entlassung aus dem Krankenhaus doch noch Penicillin ein. Unterdessen hatte ich an eine Freundin namens Esther geschrieben, die auf Hachschara in Bratislava war. Sie hatte gesehen, dass der Brief aus dem Krankenhaus kam, und daraufhin den Beschluss gefasst, mich zu besuchen. Als der Krankenpfleger mich rief und mir sagte, ich hätte Damenbesuch, wusste ich nicht, wie ich ihr den Grund meiner Einlieferung erklären sollte. Ich fragte den Pfleger, was zu machen sei. Er beruhigte mich mit den Worten, ich sei nicht der erste Fall; daher hätten sie Tricks auf Lager. Er brachte mir eine Gipsbinde und Krücken und umwickelte mein Bein, so dass es aussah, als hätte ich es gebrochen. Esther war so beeindruckt, dass sie ihren Namen auf den Gipsverband schrieb.

Zurück im Lager, erwartete mich eine Überraschung. Die Kameraden von meiner Einheit empfingen mich mit einer Wasserdusche und nahmen mich in den Männerklub auf. Wie sich herausstellte, war ich nicht der Einzige gewesen.

Eines Tages erhielten wir die Mitteilung, es käme bald ein israelischer General auf Besuch. Ich war sehr aufgeregt über die Aussicht, zum erstenmal einen israelischen General zu Gesicht zu bekommen, und neugierig, in welcher Uniform er wohl eintreffen würde. Auf dem Appellplatz traten wir zum üblichen Empfang mit militärischen Ehren an: Salutieren mit Gewehr. Als der Gast im kurzärmeligen weißen Hemd erschien - ohne Uniform - war ich ein bisschen enttäuscht. Zuerst dachte ich, es wäre Ben Gurion, denn er hatte ähnliches Haar. Doch es war Israel Galili. Er nahm den Appell ab und fragte dann: „Wer von euch spricht Hebräisch?“ Abgesehen von den israelischen Abgesandten war ich der einzige, der Hebräisch konnte. Galili fragte uns, ob wir Beschwerden hätten. Wir antworteten im Chor: „Wir werden von morgens bis abends gedrillt und manchmal auch noch nachts.“ Darauf antwortete er, das sei nicht schlimm. Der Staat Israel brauche disziplinierte Soldaten. Zum Abschluss seines Besuchs teilte er uns Palmach-Abzeichen aus.

Die Alija

Am 15. September 1948 bestieg ich ein Flugzeug der tschechischen Luftlinie und flog von Prag nach Venedig. Anfangs bangte ich vor dem Flug, weil es mein erster war. Seinerzeit erlebte ich sehr viele Dinge zum erstenmal. Ich sah zum erstenmal das Meer, zum erstenmal ein Flugzeug, zum erstenmal ein Schiff. Die herrlich weiten Landschaften aus der Vogelschau zu betrachten, war fantastisch, die verschneiten Alpen hielt ich für Wolken. Als das Flugzeug zur Landung in Venedig ansetzte, fürchtete ich, der Pilot könnte den Flugplatz im Meer verpassen.

Auf dem Weg zum Hafen von Venedig staunte ich über die Häuser, die aus dem Meer zu wachsen schienen. Im Hafen ankerte bereits das italienische Schiff namens Campedolia, mit dem ich nach Israel fahren sollte. Am Kai drängte sich eine Gruppe Einwanderer, die auf dasselbe Schiff warteten. Die meisten sprachen Jiddisch, was mir die Kommunikation mit ihnen erleichterte. Ein Vertreter der Schiffsgesellschaft erklärte uns, das Schiff werde erst in zwei Tagen auslaufen und bis dahin werde niemand an Bord gelassen. Plötzlich fühlte ich mich wie mitten in der Wüste ausgesetzt. Ich kannte die Stadt nicht, konnte kein Italienisch und hatte keine Ahnung, wo ich mein Haupt niederlegen sollte. Doch ich bekam Hilfe von unerwarteter Seite. Unter den Einwanderern entdeckte ich eine bildhübsche junge Frau namens Miriam. Miriam war eine Jüdin aus Italien und ausgebildete Krankenschwester. Sie wollte nach Israel auswandern und dort Krankenschwester beim Militär werden. Sie sprach Deutsch und ich Jiddisch, so konnten wir uns verständigen. Als sie hörte, dass ich keine Unterkunft hatte, nahm sie mich zum Stadtbüro des Joint mit, wo man uns bis zum Auslaufen des Schiffes ein Dach über dem Kopf besorgte. Danach fuhren wir zusammen weiter bis ins Aufnahmelager von Chedera.

Auf der Campedolia hatten wir keinen einzigen langweiligen Tag. Fast immer war etwas los. Da Miriam Italienisch sprach, bat der Kapitän sie, als seine Verbindungsperson zu fungieren. Sie hielt mich über alle Geschehnisse auf dem Laufenden. Die Einwanderer waren fast alle Holocaust-Überlebende. Außerdem befanden sich ein paar Abgesandte aus Israel an Bord, darunter auch einige höherrangige (zumindest gaben sie sich so). Eines Tages teilte Miriam mir vertraulich mit, die Sicherheitsbeamten des Schiffes hätten einen arabischen Spion entdeckt, der sich in unsere Reihen eingeschlichen habe und nun in einer Kabine inhaftiert sei. Diese Affäre wurde nicht publik gemacht. Erst als wir in Tel Aviv angekommen waren, nahmen Sicherheitsbeamte ihn fest. Unterwegs traf die Nachricht von der Ermordung Folke Bernadottes ein. Einer der Israelis an Bord klärte uns über Person und Aufgabe dieses UN-Beauftragten in Palästina auf.

Am 23. September 1948 kam ich im Tel Aviver Hafen an und wurde sofort in die israelische Armee einberufen.